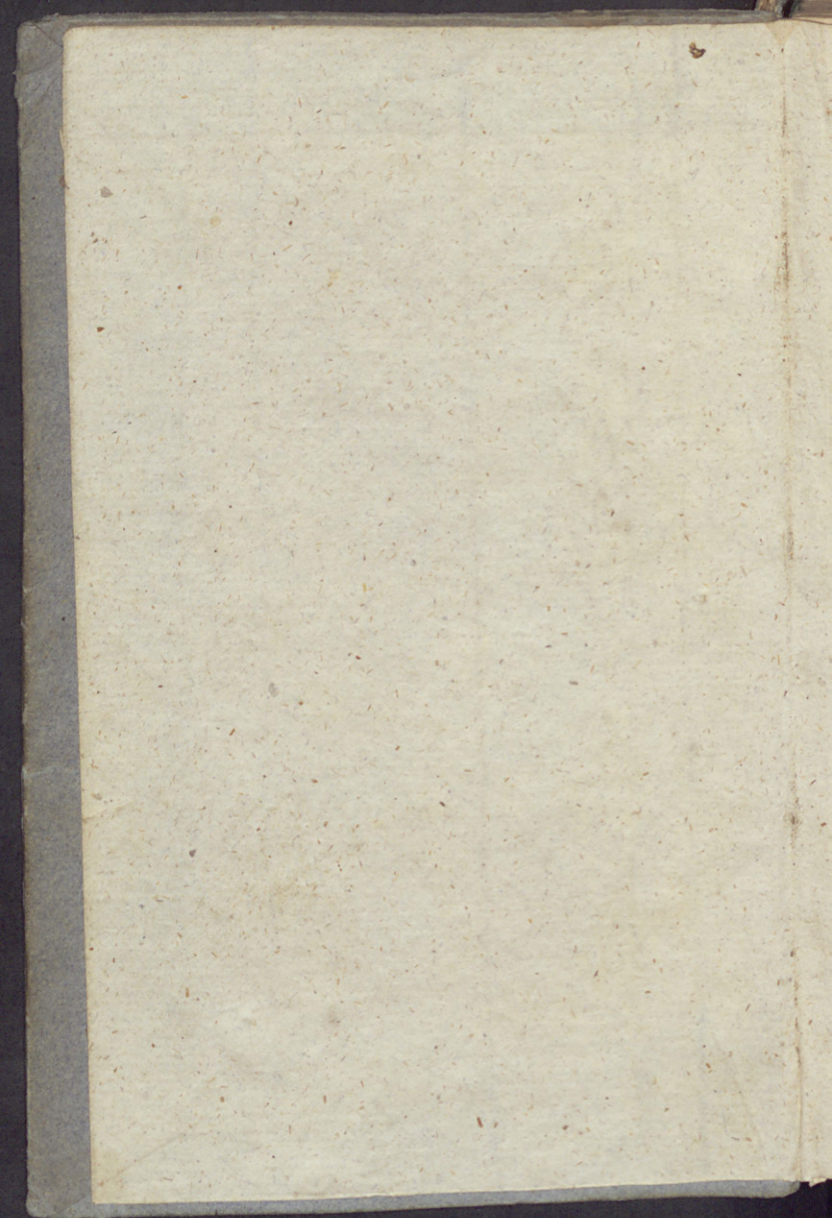
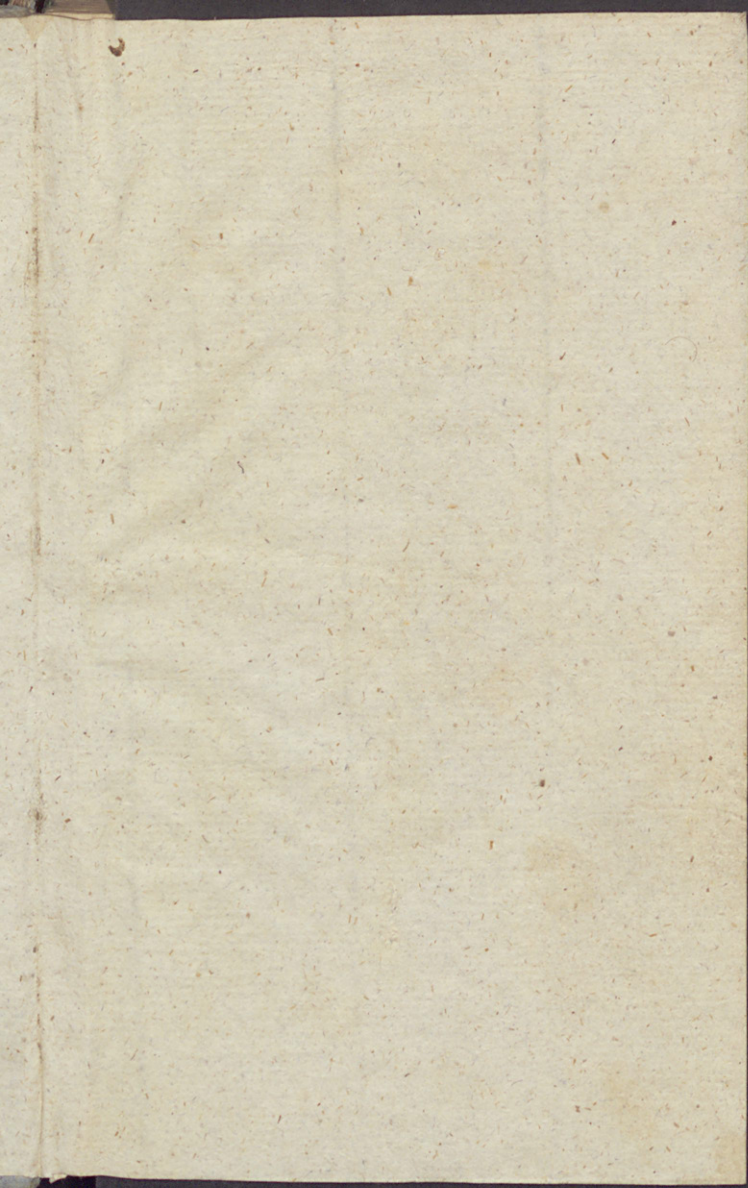
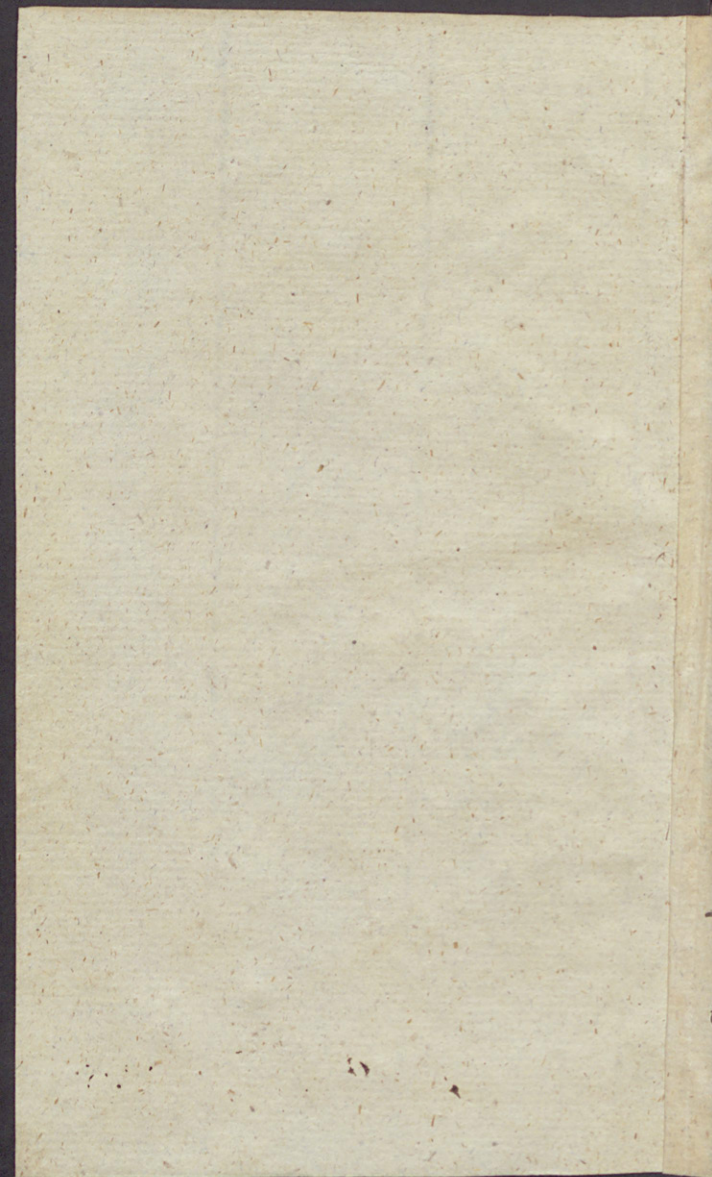


720010







# Legenden

aus der

Geschichte des Mittelalters

und

der neuern Zeiten.



Zweites Bändchen.

Leipzig,

in der Peter Philipp Wolfischen Buchhandlung.

1796.

*Chr. Jos. Desswff.*



---

## Die Turniere.

---

Unter allen öffentlichen Belustigungen, welche die Schwelgerei der Großen, oder eine kluge Politik, oder der natürliche Hang zur Ermunterung, oder die marternde Langeweile erfand, machte sich keine jemals in einem so hohen Grade beliebt, als die Ritterspiele und Turnire in dem mittlern Zeitalter. In Franken, wo sich das Ritterwesen schon weit früher gebildet hatte, als in andern Ländern, sah man solche Feierlichkeiten schon im neunten Jahrhunderte. Aber in Deutschland führte sie erst der Kaiser Heinrich der Finkler in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ein.

Damals hatten die Ungarn wiederholte Einfälle in Deutschland gethan. Mehrmalen waren sie mit rasendem Ungestümm tief eingedrungen, und hatten alles ringsherum mit

Feuer und Schwert grausam verwüthet. Bei ihnen war es Sitte, daß die meisten zu Pferd fochten; die Deutschen sritten größtentheils zu Fuß. Dieser Umstand verschaffte jenen eine große Ueberlegenheit über diese; denn natürlich konnte ein Haufe Fußvolkes von einer Parthei mit Gewalt heranstürzender Reiter leicht auseinander gesprengt, und besieget werden. Heinrich erkannte den Nachtheil dieser Ungleichheit, und die Nothwendigkeit, den Kriegsdienst zu Pferd zu vervollkommen. Sehr zweckmäßig faßte er daher den Entschluß, kriegerische Uebungen zu Nationalbelustigung einzuführen. Dieser ist der Ursprung des Ritterwesens in Deutschland, und der in der Folge so berühmten Ritterspiele.

Dem rauhen, kriegerischen Charakter der Deutschen war diese Belustigung angemessen. Mit einem Beifalle, den man bisher noch kaum irgend einer neuen Einrichtung geschenkt hatte, ward Heinrichs Anstalt aufgenommen. Mit Begeisterung war alles für diese ritterlichen Uebungen eingenommen; mit rastlosem Eifer ergab sich der ganze Adel denselben. Nichts lag den Edlen seitdem so nahe am Herzen, als der Wunsch, in diesem

Stücke eine vorzügliche Geschicklichkeit zu erlangen. Sobald der Junge nur ein solches Alter erreicht hatte, daß er wehrhaft gemacht werden konnte, widmete er sich mit größter Sorgfalt diesem Geschäfte. Ein Pferd nach Belieben leiten, das Schwert oder die Lanze geschickt führen, den Streichen eines andern behende ausweichen, und einen Gegner aus dem Sattel heben zu können, das ward für die größte Ehre gehalten; hierauf schränkte sich der ganze Unterricht des jungen Adels, die ganze Sorgfalt der Aeltern ein. Man glaubte, derselbe habe keine andere Bestimmung, als diese.

Seit dieser Zeit wurden in ganz Deutschland Ritterspiele in Menge gegeben. Keine Hochzeit gieng vor sich, kein Geburtstag, kein anders Freudenfest wurde gefeiert, ohne durch ein Ritterspiel, oder Turnier verherrlicht zu werden. Kein Fürst, kein Graf, kein Edelman befand sich in Deutschland, der nicht wenigstens zuweilen eine solche Belustigung veranstaltete. Wurde ein Prinz wehrhaft gemacht: so erhöhte gemeiniglich ein Ritterspiel den Glanz dieser wichtigen Handlung; hieß ein Kaiser einen Hof- oder Reichstag: so unter-

brachen zuweilen die Stände ihre ernstern Berathschlagungen über wichtige Angelegenheiten des Reiches durch ein Ritterspiel, und suchten in diesen Zwischenstunden ihren Geist zu erheitern. Manchmal kamen die Fürsten oder Ritter auch ohne feierliche Veranlassung bloß zur Unterhaltung zusammen, und nahmen ein Ritterspiel vor. Einige Fürsten und Ritter zogen immer von einem Ende Europens zum andern herum, um so vielen Turnieren beizuwohnen, als sie konnten; und kamen sie an einen Ort, wo sich ein zahlreicher Adel befand, und eben kein Ritterspiel veranstaltet war: so boten sie selbst einen Kampf an, und riefen öffentlich aus: wer da Lust habe, sich mit ihnen zu schlagen, der solle hervortreten. Da foderte es dann die Ehre der Nation, daß sich wenigst einer aus dem Adel hervorthat, und die Auffoderung annahm. Den Ritter ungehört, ohne mit ihm einen Kampf zu bestehen, aus dem Lande abziehen zu lassen, wäre ein entehrendes Zeichen der Furcht, und des Mißtrauens in seine eigenen Kräfte und Tapferkeit, wäre die größte Schande gewesen.

Anfänglich waren die Ritterspiele ziemlich einfach. Größtentheils focht nur Mann für Mann. Von mehrern Rittern giengen nur zween aufeinander los, ohne Rücksicht und Beziehung auf die übrigen. Aber seit der Regierung der Kaisers Friedrich I. welche in die zwote Hälfte des zwölften Jahrhunderts fällt, nahmen die eigentlich so genannten Turniere ihren Anfang. Da rannten ganze Partheien mit Ungefüg aufeinander los, machten verschiedene Wendungen, suchten auf verschiedenen Seiten sich beizukommen, theilten sich ab, vereinigten sich wieder, und bildeten ein förmliches Treffen. Zwo Gattungen von Turnieren waren seit dieser Zeit bekannt: das Rennen zu Schimpf, und das Rennen zu Ernst. Bei den letztern, welches auch das Scharfrennen hieß, schwebten die Streitenden stets in Gefahr, getödtet zu werden. Beide Theile bedienten sich dabei spitziger Lanzen, und waren nur mit ihren Schilden bedeckt. Mit Recht mißbilligten die Päbste und der größte Theil des übrigen Klerus eine dem Leben der Kämpfenden so gefährliche Belustigung. In wiederholten Ermahnungen eiferten sie dagegen, verboten sie ernstlich, und drohten mit dem

heiligen Kirchenbanne. Allein vergeblich boten sie ihren ganzen Ernst und alles ihr Ansehen auf, um eine Abstellung dieser unchristlichen Gewohnheit zu bewirken. Diese Art von Unterhaltung war schon einmal zu beliebt, zu sehr mit dem Nationalcharakter verwebet, als daß der Adel derselben hätte entsagen sollen. Aus ganz Europa strömten allemale Ritter in Menge herbei, so oft ein Turnier ausgeschrieben ward, und selbst Geistliche, wenn sie vom Adel waren, erschienen dabei, wenigst beim Rennen zu Schimpf, und kämpften mit.

Das Aeußerliche, welches dabei beobachtet wurde, war auch wirklich überaus reizend; eben so anlockend zum Kampfe der Ehre für die Ritter, als angenehm den Augen der Zuschauer. Die Pracht, welche man bei einer solchen Feierlichkeit sah, war außerordentlich. Den Tausenden nach waren oft die Ritter mit ihren Schildknappen und übrigen Gefolge versammelt; von Gold und Silber waren sie gleichsam bedeckt. Diese vortrefliche Rüstung von Ross und Mann, die glänzenden Helme mit ihren hohen Federbüschen, die blinkenden Schwerter und Lanzen, und die prächtigen, von Gold

und Silber schimmernden Fahnen gaben einen Anblick, welcher Bewunderung und Erstaunen erregte. Und das Stampfen und Wiehern der stolzen Pferde, und das Schmettern der Trompeten hatten etwas für kriegerisch gestimmte Seelen so feierlich ernstes, und so anziehendes, daß man es damals gegen kein anders Vergnügen in der Welt würde vertauschet haben. In einer kleinen Entfernung saßen auf einem besonders dazu erbauten Amphitheater die Frauenzimmer im schönsten Putze, und rings um den Schranken herum befand sich eine ungeheure Menge Volkes. Wenn dann der Herold ausrief: wer nicht ritterbürtig ist, der wage sich nicht an diesen Platz; oder wer sich einer niedrigen That schuldig weiß, der entferne sich von diesem Platze, und mache keinen Anspruch auf das Recht, mit einem Ritter zu kämpfen; wer das wagt, dem sei der Schimpf zu Theil, auf die Schranken gestellet zu werden; und wenn dann der Wappenkönig die Schilde und Wappen der Anwesenden untersucht und befunden hatte, daß alle ritterbürtig und würdig seien, mit Theil an dem Kampfe der Ehre zu nehmen, und sie dann hineingeritten waren

innerhalb den Schranken auf dem Kampfplatz: dann heftete alles seinen Blick auf sie hin, mit innigster Theilnahme, und voll ungeduldiger Erwartung. So bald nun die Ritter auf das Zeichen der Trompeten aufeinander stürzten, und mancher eine ausgezeichnete Tapferkeit im Streite, oder in Lenkung des Pferdes und in der Führung der Waffen eine besondere Geschicklichkeit zeigte: da entflammte das allgemeine Geklatsche, und das laute Zujuchzen der Zuschauer, das hoch in der Luft ertönte, einen jeden, sich den rühmlichen Sieg zu erkämpfen. Stolz näherten sich dann die Sieger nach dem Ende des Streites dem Amphitheater, wo sie von einigen Damen zur Belohnung ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit unter schmeichelhaften Ausdrücken die Preise empfangen. Aber hiemit war alle Feierlichkeit noch nicht geendiget. Nach dem Kampfe erwartete die Ritter ein herrlich zugerichtetes Banquet. Die vollen schäumenden Becher, gefüllt mit des Auslandes Weinen, eine Menge der köstlichsten Speisen, die Verschwendung, mit welcher alle Gäste sammt ihrem Gefolge bewirthet wurden, und alle diejenige Pracht, die sich bei Tafeln anwenden läßt, verkündigten Reichthum und

Ueberfluß, und waren der Erguß unbändiger Fröhlichkeit.

Ohne Zweifel wirkte das Daseyn dieser Anstalt sehr vortheilhaft auf den damaligen Adel. Sie weckte und nährte in demselben ein hohes Gefühl der Ehre. Indem der Herold, ehe er die Ritter in die Schranken hineinließ, ihnen zurief: Wer sich einer niedrigen Handlung bewußt ist, entferne sich von diesem Platze! erinnerte er sie dadurch an ihre wahre Würde und Pflicht. Das Recht, sich im Turniere hervorzuthun, hielt der Ritter für sein edelstes Kleinod. Von diesem Rechte ausgeschlossen zu werden, und des Ritternamens nicht würdig zu seyn, war das Fränkendste, was ihm widerfahren konnte. Die Furcht dieser Schande hielt ihn vor Dingen, die ihm einen entehrenden Vorwurf zuziehen konnten, mit mächtigen Banden zurück. Es war unter den Rittern und unter dem Publikum gleichsam durch seinen stillen Vertrag schon so ausgemacht, daß man Betrüger, Verfälscher der Schriften, Mörder, Ritter, die sich einer schimpflichen Flucht im Treffen, des Meineides, der Verrätherei oder einer schändlichen Lebensart schuldig gemacht, welche den Wittwen und Waisen

wehe gethan, die Unschuld unterdrückt, einer Dame ihre Güter, oder ihre Ehre geraubt, oder einen andern ohne vorhergegangene förmliche Ankündigung der Fehde durch einen Fehdebrief feindlich überfallen hatten, des ritterlichen Standes und Namens nicht würdig achtete. In Gegentheil war alles darin übereingekommen, des Ritters erste Pflicht, ohne deren Erfüllung das Ritterwesen gar nicht bestehen könne, sei, das Unrecht zu wehren, die verfolgte Unschuld zu schützen, Wittwen und Waisen beizustehen, und sich von allen entehrenden Flecken rein zu erhalten. Ehrliche war vorzüglich der Grund, worauf das ganze Ritterwesen beruhte; der Begriff eines Ritters schloß zugleich den Begriff eines biedern unbescholtenen Mannes in sich.

In den barbarischen Zeiten des Faustrechts, da sich jeder, der seine Stärke fühlte, alles erlaubte, da einer den andern unvermuthet überfiel, einer den andern aus Groll, oder aus Raubsucht auf offener Straße gefangen nahm, oder plünderte, einer den andern aus Rachgierde, oder aus Uebermuth und Trotz in seiner Burg, und in freiem Felde beunruhigte; da ein jeder nur seiner Leidenschaft folgte, ohne

Rücksicht auf Gesetze und Richter nur mit dem Schwerte in der Faust sich selbst Genugthuung verschaffte, und Deutschland ein Schauplatz des Mordes, des Brandes, und aller Greuel der Verwüstung war; in diesen Zeiten war es eine Wohlthat für die Menschheit, daß das emporkommende Ritterwesen den unbändigen Trotz des Adels milderte, und manche Gewaltthätigkeit hinderte. Indessen hatten aber die Turniere doch auch zuweilen sehr unglückliche Folgen. Das Scharfrennen war eine höchst gefährliche Belustigung, und mancher Ritter verlor dabei sein Leben. Im Jahre 1175 ward der Prinz des Markgrafen von Meissen in einem Turniere getödtet; im Jahre 1268 küßte der Markgraf Johann von Brandenburg in einem Turniere zu Merseburg sein Leben ein; im Jahre 1289 (einige Schriftsteller setzen das Jahr 1290, andere das Jahr 1291 an) ward Ludwig, Sohn des Pfalzgrafen in einem solchen Spiele mit einer Lanze durchstochen. Der Graf von Katzenellenbogen fiel im Jahre 1315 in einem Turniere. Ebendieselbe Belustigung kostete im Jahre 1292 zu Hagenau, und im Jahre 1360 im Schlosse Petershagen einem Ritter das Leben.

In einer gewissen Rücksicht konnte man das Ritterwesen und die Turniere sogar als Beförderungsmittel des Faustrechtes betrachten. Der kriegerische Geist der Deutschen erhielt dadurch immer neue Nahrung. Die lange Übung im Kämpfen bestärkte in ihnen die Kampfgierde, und den Hang zur Gewaltthätigkeit. Der Beifall, den man dem Sieger öffentlich zuklatschte, erfüllte ihn mit einem unbändigen Stolze. Da es im Turniere als das höchste Verdienst galt, seines Gegners Meister zu werden, da man an dem Ritter keinen andern Vorzug so hoch schätzte, als den Vorzug der Stärke und Tapferkeit: wie leicht konnte er in die Versuchung gerathen, dieselbe auch außer dem Spiele an seinem Gegner zu zeigen? Manchem Ritter gab selbst das Turnier zuweilen eine erwünschte Gelegenheit, an seinem Feinde, der gleichfalls auf diesem Kampfplatze der Ehre erschien, seine Rache sucht unbemerkt und ungestraft zu stillen.

Zwei merkwürdige Turniere, wovon das eine in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts zu Lüttich, das andere im dreizehnten Jahrhunderte zu Corbie in der Pikardie gehalten ward, geben Beispiele von sehr traurigen

Folgen, welche dergleichen Belustigungen zuweilen hatten.

Neun Jahre hatte bereits Theodorich IV. Hollands Grafschaft verwaltet. Da wurde durch einige Fürsten ein großes Turnier und ein Ritterspiel nach Lüttich ausgeschrieben, und Theodorich dazu eingeladen. Eine Menge Fürsten, Grafen und Herren strömten mit ihren Schildknappen und andern Leuten zu Pferd aus allen Gegenden herbei, ihren Muth im Kampfe zu zeigen, und sich Ruhm zu erwerben. Unter diesen erschien auch der Graf von Holland in größter Pracht, mit einem zahlreichen Gefolge von Freiherrn und Rittern. Am bestimmten Tage fanden sich die Ritter am Kampfplatz ein, und stellten sich in Reihen und Ordnung, den großen Kampf zu beginnen. Der Glanz, der von der Rüstung der Pferde und Ritter, von den Kleidern, Fahnen und Waffen abstrahlte, blendete die Augen der Zuschauer. Die Feldtrompeten ertönten, die Ritter stießen mit Heftigkeit aufeinander, die Waffen klirrten, und die Erde donnerte vom Galoppschlage der Hufe. Da war beinahe kein Ritter, der sich nicht durch vorzügliche Behendigkeit,

oder durch männliche Unererschrockenheit, oder durch irgend eine merkwürdige Heldenthat ehrenvoll auszeichnete. Das Jauchzen und Klatschen der Zuschauer erfüllte die Luft. So gieng das große Turnier glücklich vor sich, und endigte sich eben so glücklich.

Am folgenden Tage begann das kleinere Mitterspiel, wobei sowohl Ritter, als Volk eben so viele ernstliche Theilnahme bezeigten. Eine geraume Zeit fochten sie unermüdet. Einer gieng auf den andern mit seiner Lanze los, einer wich dem andern meisterhaft aus; einer suchte den andern aus dem Sattel zu heben; alle verhielten sich ritterlich. Die Zuschauer waren ganz Auge, und verriethen theils durch ihre Gebärden, theils durch ein oft wiederholtes Freudengeschrei ihren Beifall. Das Mitterspiel, und die Art, wie es vor sich gieng, gereichte beiden, den Zusehern, und den Fechtenden selbst zur Zufriedenheit. Aber man sehe, wie leider die verderbliche Laune des Glückes oft spielet! Eben da man im Begriffe war, das Mitterspiel zu endigen; stieß der Graf von Holland mit seiner Lanze unversehens auf den Bruder des Erzbischofes von Cöln, und brachte ihm, ohne daß dieses seine

seine Absicht gewesen war, eine tödtliche Wunde bei. Der Ritter stürzte blutend vom Pferde, und röchelte noch ein wenig, und hauchte bald darauf seinen Geist aus.

Diese unglückliche Ereigniß setzte den Grafen von Holland so sehr in Schrecken, daß er mit verhängtem Zügel aus dem Kampfsplatze jagte, und die Flucht ergriff. Die Seinigen, welche nicht weniger Schrecken ergriffen hatte, folgten dem Beispiele, sie zerstreuten sich in verschiedene Gegenden, und verbargen sich an verschiedenen Orten.

Aber der Erzbischof von Eöln, und die übrigen Verwandten des Getödteten waren unversöhulich erbittert gegen den Grafen von Holland und gegen alle von seinem Gefolge. Konnten sie ihm gleich nicht zur Last legen, daß er ihn vorsätzlich getödtet habe: so war es doch schon genug, daß derselbe durch ihn um das Leben gekommen, wenn es gleich unversehens, und ohne bösen Willen geschehen. Ihr Schmerz über seinen Verlust gieng in einen tödtlichen Haß gegen denjenigen über, der selbigen veranlasset hatte. Brennend vor Begierde, sich an dem Grafen und an allen seinen Leuten zu rächen, rannten sie mit ent-

zweites Bändch. B

blößtem Schwerte unter fürchterlichen Drohungen und Flüchen durch alle Straßen, und durchsuchten alle Häuser und Winkel, um die Gegenstände ihrer Nachsicht zu finden. Wirklich gelang es ihnen auch, zweien Ritter, die zum Gefolge des Grafen gehört hatten, zu entdecken. Auf den ersten Anblick zückten sie ihre Schwerter, und tödteten sie.

Der Verlust dieser zweien vortreflichen Ritter, welche so viele ritterliche Tugenden eines längern ruhmvollen Lebens würdig gemacht hatten, und die nun dasselbe in der Blüthe ihrer Jahre durch die rasende Leidenschaft der Gegenparthei unschuldig einbüßten, war dem Grafen Theodorich tief in die Seele gegangen. Nach der damals allgemein herrschenden Sitte, nach welcher in diesen schreckenvollen Zeiten des Faustrechts ein jeder nach seiner Laune und Neigung zu Gewaltthätigkeiten selbige auch sogleich ausübte, einer den andern ohne Bedenken angriff, oder wenn er von demselben war beleidiget worden, sich selbst sogleich mit bewaffneter Hand Genugthuung verschaffte, nach dieser barbarischen Gewohnheit beschloß auch Theodorich sogleich, die Ermordung seiner zweien vortref-

lichen Ritter an denjenigen, welche sie veranlassen hatten, empfindlich zu rächen. Auf seiner Rückreise nach Holland verbrannte er alle Schiffe, welche Kaufleuten aus dem Gebiete von Eöln und Lüttich gehörten, tödtete den größten Theil der Kaufleute selbst, und die übrigen nahm er gefangen.

Diese Gewaltthätigkeit erregte den Zorn des Erzbischofes von Eöln und des Bischofes von Lüttich aufs Neue, und mit demselben zugleich einen schädlichen Krieg. Beide ließen ein Aufgebot an alle Grafen, Ritter, Vasallen und freie Männer in ihren Ländern ergehen, vereinigten sich mit dem Markgrafen von Brandenburg, der ihnen seinen Beistand versprochen hatte, und zogen gegen den Grafen von Holland ins Feld.

Mit großer Macht, und eben so großer Erbitterung drangen sie in sein Land ein, und kamen bis vor die Thore der Stadt Dortrecht. Sie würden diese Stadt mit aller Anstrengung der Kräfte bestürmet haben, hätte nicht die Treulosigkeit einiger Einwohner eine Belagerung überflüssig gemacht. Diese verstanden sich mit den Feinden, und ließen sie heimlich in die Stadt ein. Durch diese schändliche

Verrätherei bekamen sie also zuerst einen festen Fuß im Holländischen Gebiete. Ihre Absicht gieng nun dahin, ihre Waffen im ganzen Lande auszubreiten, und alles rings herum zu verheeren.

Kaum hatte der Graf von Holland die traurige Nachricht erhalten, daß die Feinde plötzlich in sein Land eingebrochen seien, und Dortrecht bereits in ihrer Gewalt haben: so zog er in größter Eile seine Truppen zusammen, und gieng ihnen in aller Stille herzhast entgegen. Bei dunkler Nacht kam er vor den Thoren von Dortrecht an. In dieser Stadt war damals alles ruhig und sorgenlos; kein Mensch hatte von seinem Marsch etwas gewußt; niemand die so schnelle Ankunft eines Feindes vermuthet; Anführer und gemeine Soldaten lagen so, wie die Einwohner der Stadt, in tiefen Schlaf versenket. Sogleich bemächtigte sich Theodorich der Wachen am Thore, und unter dem Beistande Gerhards, Herrn von Pute, drang er in die Stadt ein.

Hier entstand nun plötzlich eine außerordentliche Verwirrung. Die unvermuthete Nachricht von der Ankunft des Grafen, das

Erabben von Roß und Mann, und das Klirren der Waffen versetzte die Feinde in einen betäubenden Schrecken. Der eine sprang hastig von seinem Nachtlager auf, und griff zu den Waffen; der andere tappte verwirrt herum, und wußte nicht, was er thun sollte; wieder andere sammelten sich in den Straßen der Stadt, und setzten sich zur Gegenwehre. Allein alle Eilfertigkeit und Vorsicht war diesmal vergeblich. Theodorich und die Seinigen giengen mit Erbitterung auf ihre Feinde los, und ein jeder, der ihnen bewaffnet aufstieß, wurde entweder ein Opfer ihres unerbittlichen Schwertes, oder gerieth in Gefangenschaft. Vierhundert Edelleute von der Parthei der Feinde, welche zu unbehutsam auf der Straße herumschwärmten, wurden grausam niedergemacht. Der Erzbischof zu Köln aber, und der Bischof zu Lüttich, als sie das fürchterliche Uebergewicht der Feinde bemerkten, und sahen, daß es eine Unmöglichkeit sei, sich durch die Gewalt der Waffen im Besitze der Stadt zu erhalten, schlichen unerkannt zu einem Thore hinaus, und retteten sich durch die Flucht.

Auf solche Art hatte Theodorich die Stadt, welche einige unedle Bürger dem Feinde treulos verrathen hatten, theils durch List, theils durch Gewalt wieder in seine Hände gebracht. Als er keinen Feind mehr in der Stadt erblickte, und alles ruhig und stille war, hieß er, nachdem er alle Thore der Stadt und alle Posten hinlänglich mit Wachen besetzt hatte, seine übrige Mannschaft in ihre Quartiere gehen, und der Ruhe pflegen.

Am folgenden Tage begab er sich mit einem nur sehr kleinen Gefolge aus seinem Quartiere, um in den Straßen der Stadt, und um die Stadtmauern herum spazieren zu gehen. Seine Absicht war, sich mit der Lage der Stadt und ihrer Beschaffenheit bekannt zu machen, und zu sehen, wie stark sie befestiget sei. Auf diesem Spaziergange fand er alles ruhig und stille. Nur wenige Menschen erblickte er auf den Straßen; denn der Schrecken der vorhergehenden Nacht hielt noch die meisten Einwohner schüchtern in ihren Häusern zurück. Wer ihm aber auf dem Wege begegnete, der bezeugte sich gegen ihn in Miene und Geberden wie gegen einen

Eroberer, dem man Ehrfurcht und Unterwürfigkeit schuldig ist.

Lange gieng er aufmerksam herum, besah alles genau, was ihm merkwürdiges aufstieß, oder wenigst merkwürdig schien, und verweilte bei manchem Dinge länger, als es dasselbe verdiente. Denn er besah die Merkwürdigkeiten einer Stadt, die erst seit kurzer Zeit in seinen Händen war. Der Stolz über die Einnahme derselben bildete ihm jede Kleinigkeit wichtig vor. Aber da er auf solche Art sorgenlos und vergnügt herumwanderte, und endlich in eine enge Gasse kam: flog plötz- lich aus einem Winkel, wovon dieselbe mehrere hatte, ein Pfeil auf ihn hin, und verwundete ihn schwer in dem Schenkel. Ein neuerer Geschichtschreiber versichert, der Pfeil sei vergiftet gewesen.

Der Schrecken, welcher bei dieser Gelegenheit seine wenigen Begleiter befiel, war um so größer, je weniger Gefahr man zuvor befürchtet hatte. Betäubung und Bestürzung über diesen Unfall, der ihren geliebten Grafen getroffen hatte, waren so groß, daß sie sich nicht Zeit nahmen, sich umzusehen, woher und von wem der verderbliche Pfeilschuß ge-

kommen seyn möge, sich nicht Zeit nehmen, den abscheulichen Menehelmord an dem Thäter zu rächen. Voll Schmerzes über dieses Unglück ergriffen sie den Grafen, den der häufige Blutfluß aus der Wunde sehr entkräftete, und trugen ihn in sein Quartier.

Erst in der Folge deckte es sich auf, daß der Thäter, welcher den Pfeil auf ihn abgeschossen hatte, einer von den Krieglenten der feindlichen Parthei gewesen sei. Die Feinde waren nämlich zur Zeit, da Theodorich mit seiner Macht in Dortrecht eingedrungen war, und der Erzbischof von Köln, und der Bischof von Lüttich sich heimlich geflüchtet hatten, weder alle gefangen genommen, noch niedergemacht worden. Viele hatten sich, da sie die Uebermacht der Holländer sahen, still zurückgezogen, und in abgelegene Winkel verborgen, ohne daß den Siegern das geringste von ihrer Anwesenheit in der Stadt bekannt wurde. Am folgenden Morgen, da jene erfuhren, daß der Graf von Holland herumgehe, die Stadt zu besuchen; sammelten sie sich, und verschworen sich, ihm in einem einsamen Winkel aufzulauren, und durch seine Ermordung der Feindschaft ihrer Herren gegen

Ihn ein Opfer zu bringen. Als die schändliche That vollbracht war, ergriffen sie sogleich, ehe noch der Lärm über dieselbe allgemein wurde, und ihrem Daseyn gefährlich werden konnte, in aller Stille die Flucht, und kamen, durch verschiedene Thore, und auf verschiedenen Wegen zerstreuet, glücklich aus der Stadt, und über die Grenzen.

Theodorich starb am dritten Tage nach dem Empfange der Wunde ohne Frau und Kinder, und wurde in dem Kloster zu Egmond, welches Theodorich der ältere, einer seiner Vorfahren, erbauet hatte, begraben. Auf eine so traurige Art endigte sich eine Geschichte, deren Veranlassung eine Lustbarkeit war, und so unbillig mußte der Graf für eine That büßen, die er nicht vorsätzlich begangen hatte!

Mit Recht hätte man glauben sollen, solche tragische Beispiele, wie das gegenwärtige war, und so viele Morde, die von Zeit zu Zeit bei Turnieren aus Unvorsichtigkeit geschehen waren, würden die Ritterschaft für die Zukunft von einer so gefährlichen Belustigung abgeschreckt haben. Allein der Adel bekam durch solche Unfälle nicht die geringste

Abneigung dagegen. Er bedauerte wohl manchmal die Verunglückten; vergaß aber das Unglück bald wieder, und setzte in neuen Turnieren sein und seiner Mitritter Leben aufs Spiel. Diese kriegerische Unterhaltung harmonirte zu gut mit dem streitbaren Charakter der Nation, mit ihrem rauhen, ungeflümmten Wesen, mit ihrer gleichsam angeborenen Achtung für Stärke und Tapferkeit; man betrachtete sie auch zu sehr als einen ausschließenden Vorzug des Adels, als daß etwas im Stande seyn konnte, dieselbe verhasst zu machen. Die Ritterspiele gewannen ihren Fortgang, wie ehe; und so entspann sich dann im dreizehnten Jahrhunderte aus einer solchen Belustigung eine neue tragische Begebenheit.

Weit und breit war Florenz, Graf von Holland wegen seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen berühmt. Seit dem Antritte seiner Regierung, welche sich im Jahr 1223 ereignete, war er in verschiedenen Provinzen herum gezogen, hatte Kämpfe angeboten, und angebotene angenommen, hatte sich überall eingefunden, wo ein Turnier war ausgeschrieben worden, und

überall mit großen Ehren gekämpft. Auch zu Hause hatte er oft ein Turnier veranstaltet, und dazu die Edlen und Ritter aus allen Provinzen rings umher eingeladen. Je tapferer und kühner einer war, desto lieber nahm er es mit ihm auf. Mochte einer noch so stark, und noch so behende in verschiedenen Wendungen seyn, so hob ihn Florenz aus dem Sattel, und stürzte ihn vom Pferde zu Boden. Keiner war im Stande, ihm den geringsten Vortheil über ihn abzugewinnen.

Der Ruf von diesen seinen Rittertugenden erscholl in ganz Europa. Ueberall erstaunte man über seine Fertigkeit, die Waffen zu führen, und über seinen außerordentlichen Helldenmuth. Alles sprach mit hoher Begeisterung davon; Florenz war der allgemeine Gegenstand des Gespräches von hohen und niedern. Die Edeln und Ritter nannten seinen Namen mit Ehrfurcht; die Damen fühlten Entzücken, so oft sie ihn nennen hörten; so oft er in eine Gegend kam, und einem Turnier beiwohnte: so freute sich alles, und die Augen aller Zuschauer waren beinahe nur auf ihn allein gerichtet.

Von seinen vortreflichen Eigenschaften und Heldenthaten hatte auch die Gräfin von Klermont gehöret, und von dieser Stunde an war eine mächtige Empfindung der Hochachtung und des Wohlwollens gegen ihn in ihrem Busen erwachet. Denn damals waren auch die Frauenzimmer von einem so kriegerischen Geiste beseelet, und schätzten nach dem allgemeinen Geschmacke an den Rittern beinahe keinen andern Vorzug, als jenen der Stärke und Tapferkeit. Wer sich im Turniere durch eine besondere Kühnheit und Geschicklichkeit auszeichnete, der konnte versichert seyn, daß er nebst dem Siege über seine Gegner auch die Herzen der Frauenzimmer erobern werde. Kaum konnte sich zu dieser Zeit irgend eine Dame entschließen, einem Edelmann ihre Hand zu geben, der sich nicht in diesem Stücke hervorgethan hatte.

Die Gräfin von Klermont war eine schöne, junge, feurige Dame, ganz begeistert von Hochachtung und Liebe für das Ritterwesen. Es lebte alles in ihr, so oft sie von einem Turniere sprechen, oder eine edle That eines Ritters rühmen hörte. Einen besonders starken Eindruck hatte auf sie die Beschreibung

von den Vorzügen des Grafen Florenz gemacht. Man hatte ihr Wunder erzählt von seiner außerordentlichen Fertigkeit in den Waffenübungen, von seiner Tapferkeit, seinem unerschrockenen Muth, seinen Siegen, und von der allgemeinen Bewunderung, die er sich bisher in jedem Ritterspiele geärndet hatte. Diese Erzählung, die so oft, von so verschiedenen Personen wiederholet, so allgemein bestätigt ward, hatte eine tiefe Wunde in ihr Herz gegraben. Ganz hingerissen in Enthusiasmus für den vortreflichen Ritter, wünschte sie nichts sehnlicher, als ihn persönlich kennen zu lernen. Tag und Nacht lag er ihr in dem Sinne; sie mochte sich befinden, wo sie wollte, mochte irgend ein Geschäft vornehmen, mit andern sprechen, sich durch eine Unterhaltung zu zerstreuen suchen: allemal drängte sich ihr der Gedanke an ihn unwillkührlich wieder auf.

Dieser Zustand versetzte sie in einen Tief-sinn, den man bisher an ihr nicht bemerkt hatte. Mit einer denkenden Miene gieng sie stets umher; ihre vorige Lebhaftigkeit war geschwächt. Soll ich dann gar nie so glücklich seyn, sagte sie oft zu sich selbst, den vor-

trefflichen Grafen zu sehen? Soll ich stets ein Opfer der marternden Sehnsucht bleiben? — Doch gewiß! Es soll mir noch gelingen, ihn zu sehen, seine vortrefflichen Eigenschaften persönlich zu bewundern.

Einst, da sie sich in Gesellschaft mit ihrem Gemahle befand, und denselben von guter, munterer Laune belebt sah: lenkte sie das Gespräch auf die Turniere. Schon lange, sagte sie, genoß ich das Vergnügen nicht mehr, Zuschauerin eines feierlichen Ritterspiels zu seyn. Ihr wißt, Graf, welchen warmen Antheil ich an dieser edlen Art von Belustigung nehme, und wie werth sie einem jeden seyn müsse, dem die Ehre des Adels am Herzen liegt. Andere Grafen und Edelleute rings umher erlustigen sich zuweilen durch diesen angemessenen Zeitvertreib, und befördern dadurch jenen Ruhm, der ihrem Stande gebühret, und den Glanz ihres Hauses. Warum folgt Ihr nicht auch diesem Beispiele? Warum wollt Ihr Euch daum immer entfernt halten von dem, was den Adel von dem gemeinen Manne unterscheidet, und durch diese einsame, ungesellige Lebensart, die sich nur für den Bauern in seiner Hütte schicket, Dunkel

und Vergessenheit über Euer gräfliches Haus bringen? Was hindert Euch dann, einen feierlichen Hof rings herum in ganz Frankreich und Deutschland verkündigen zu lassen, und die Welt aufs Neue durch ein glänzendes Turnier an Euern bisherigen Ruhm zu erinnern? Ihr habt bereits ein hohes Alter erreicht; unter der Ausführung vortreflicher Thaten sind Eure Haare ergrauet; nicht lange mehr werden Euch Eure körperliche Kräfte gestatten, Euch, wie bisher, durch Tapferkeit auszuzeichnen. Warum wollet Ihr nicht den Augenblick, der Euch noch gegönnet ist, benutzen, Euch Ruhm zu erwerben? Warum wollet Ihr den glücklichen Zeitpunkt versäumen, Euch durch Veranstaltung eines prächtigen Turniers in Euern ganzen Glanze zu zeigen? Ihr müßt durch eine solche rühmliche Handlung Eure ritterliche Laufbahn beschließen.

Zu diesen Vorstellungen und Gründen that sie noch Bitten, Lieblosungen und Schmeicheleien hinzu, und ruhte nicht, bis ihr der Graf feierlich zugesagt hatte, daß er ihr Verlangen erfüllen werde. Durch dieses Mittel hoffte die Gräfin, ihren Zweck gewiß zu er-

reichen. Sie zweifelte nicht, daß der im Herzen von ihr angebetete Graf von Holland, wenn ihr Gemahl ein großes Turnier öffentlich ausschriebe, vor allen andern Rittern bei demselben erscheinen würde. Aller ihr voriger Tieffinn verließ sie nun auf einmal; Heiterkeit und muntere Laune blickte aus ihrem Antlitze; sie war gleichsam außer sich vor Freude, den geliebten Grafen zu sehen.

Der Graf von Klermont erfüllte sein Versprechen getreu. In alle Provinzen rings umher schickte er Herolden und Schreiben aus, und ließ die Fürsten und Grafen und Ritter auf einen bestimmten Tag zu einem Kampfe der Ehre zu sich bitten. Die Fürsten und Grafen und Ritter freuten sich der angenehmen Botschaft, die ihnen eine schöne Gelegenheit verkündigte, sich rühmlich hervorzuthun, und strömten in Menge mit einem zahlreichen Gefolge zum Hofe des Grafen von Klermont herbei. Unter allen zeichnete sich der Graf von Holland durch die Pracht seiner Rüstung, durch sein zahlreiches Gefolge, und durch den großen Aufwand aus, welcher die allgemeine Bewunderung erregte. Durch diese äußerlichen Umstände, und durch die Hochachtung, die

die man seinen innerlichen Vorzügen schuldig war, glänzte Florenz am Hofe des Grafen zu Corbie wie der Mond unter den übrigen geringern Gestirnen.

Der bestimmte Tag erschien, an welchem das Turnier vor sich gehen sollte, und die Ritter, welche die Ruhmgierde in unbeschreiblicher Menge herzugelockt hatte, fanden sich mit ihren Schildknappen in größter Pracht auf dem Kampfplatze ein. Der Schimmer des Goldes und Silbers, womit Ross und Mann gleichsam bedeckt waren, zog aller Augen auf sich, und brachte vor Bewunderung und Staunen auf einige Zeit ein allgemeines Stillschweigen hervor. Endlich ertönten die Trompeten und Pauken, und gaben das Zeichen zum Angriffe. Da stürzten die Ritter, wie wenn es Ernst gälte, und ein förmliches Treffen wäre, mit größter Hitze auf einander. Die Herolden, denen es oblag, das Turnier zu ordnen, hatten die Ritter von der französischen Nation, und die deutschen in besondere Partheien getheilet, und jede hatte von denselben ihren besondern Standort zum An greifen erhalten. Es war dieses kein einfaches Ritterspiel, wo Ritter mit Ritter einzeln

zweites Bändch. C

focht; es stellte ein förmliches Treffen vor. Mit Ungestüm rückte bald diese, bald jene Parthei, bald mit vereinigter Macht, bald in einzelnen Haufen vor, suchte die Gegner zu trennen, suchte ihnen in den Rücken zu kommen, oder sie einzuschließen, und bestrebte sich eifrig, sie durch verschiedene Wendungen zu besiegen. Manchem Ritter half seine Kühnheit oder Geschicklichkeit nichts. Er fiel durch den Lanzenstoß eines noch stärkern, oder behendern Ritters.

Unter allen Streitern, die sich bemühten, auf diesem Kampfplatze Lorbern zu sammeln, ragte der Graf Florenz von Holland durch seine Fertigkeit und seinen Heldenmuth mächtig hervor. Die Deutschen auf deren Parthei er focht, hatten ihn in diesem Kampfe zu ihrem Rittmeister ernannt, und es durfte sie nicht reuen, ihm diesen Vorzug eingeräumt zu haben; denn er führte sie trefflich an. Ihm zur Seite focht der Graf Dietrich von Cleve mit nicht weniger Fertigkeit und Heldenmuth. Aber am meisten zog Florenz durch seine außerordentlichen Thaten aller Augen auf sich. Mit der ihm eigenen Herzhaftigkeit gieng er auf seine Gegner los, trennte die

Haufen Ritter, die auf ihn und die Seinigen einzudringen bemüht waren, kam den Deutschen, wenn sie im Gedränge waren, in der größten Geschwindigkeit zu Hülfe, und stürzte eine Menge französischer Ritter zu Boden. Begeistert vom rühmlichen Ehrgeize, war er fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, als bis er alle anwesenden Ritter von der Gegenparthei zur Fortsetzung des Kampfes würde unfähig gemacht, und einen vollkommenen Sieg mit Ausschließung aller übrigen davon getragen haben.

Der Beifall, den sich Florenz bei diesem Turnier erwarb, hatte keine Grenzen. Alles jauchzte ihm zu; alles ertönte von seinen Lobeserhebungen, von Ausdrücken der Freude, der Verwunderung und des Staunens. So oft er einen neuen Angriff that, oder einen Angriff anderer Ritter mit Behendigkeit abschlug: erneuerte sich das Freudengeschrei und der Beifall der Zuschauer. Nur er allein lag denselben am Herzen, nur an seinem Kampfe allein nahmen sie innigsten Antheil; aller übrigen Ritter achtete man wenig; denn seine Tapferkeit verdunkelte alle.

In einiger Entfernung sah die Gräfin von Klermont mit ihrem Gemahle und den Hofleuten diesem angenehmen Schauspiele zu, und hörte es an, wie alles den Grafen Florenz bis an den Himmel erhob. Mit unverwandtem Blicke sah sie hin auf das Turnier, und brannte vor Begierde, den geliebtesten Helden zu sehen. Mehrmalen wandte sie sich an ihren Gemahl; voll Ungeduld drang sie in ihn, ihr den vortreflichen Grafen zu zeigen. Sagt mir doch, sprach sie zu ihm, welcher unter dem Haufen der Ritter ist der berühmte Graf Florenz von Holland, der muthige Held, der in jedem Turniere zu Schimpf und zu Ernst sich so außerordentlich wacker bezeigt, den nie ein anderer Ritter, und wenn er auch der geschickteste und tapferste war, besiegte, der vortrefliche Kämpfer, den alles ehret, alles bewundert und preiset? Soll die Gräfin von Klermont nicht so glücklich seyn, diesen wackern Ritter zu sehen, ihn persönlich bewundern zu können? — Zeigt mir ihn doch, fuhr sie zu wiederholten malen fort, welcher unter den Rittern ist der Graf Florenz von Holland? Diese Fragen that sie so hastig, und sie waren von einer so

sichtbaren Unruhe begleitet, daß es nothwendig ihrem Gemahle sehr auffallen mußte. Ton, Blicke, Mienen und Gebärden verriethen die geheimsten Empfindungen ihres Herzens.

Lange sah ihr der Graf von Alermont mit einem ernstern, scharfen Blick ins Gesicht; er sprach nichts, aber sein Stillschweigen sagte viel. Ihre Liebe zu dem Grafen von Holland kränkte ihn tief in der Seele. Stille Wuth wühlte in seinem Innern. Ich weiß es, rief er endlich im Tone eines aufs höchste beleidigten Vatters aus, daß der Mund davon spricht, wovon das Herz voll ist. Ihr liebet, Gräfin, Ihr liebet den Grafen von Holland; Ihr traget ein brennendes Verlangen, den Gegenstand Euerer heftigen Leidenschaft zu sehen. Euer Wunsch soll Euch dann gewähret werden. Seht! jener vortrefliche Ritter, welcher die goldene Fahne mit dem rothen Löwen führet, dieser ist der Graf von Holland, Euer Geliebter. Ihr seht nun Euern Willen erfüllet. Aber wisset: So wahr als Gott lebet, sollet Ihr den, welchen Ihr mit so brennender Begierde lebendig zu sehen gewünschet habt, noch diesen Abend als eine Leiche sehen. So

sprach er, und entfernte sich mit hastigen Schritten, und rüstete sich zum Streite, fest entschlossen, sich des verhassten Nebenbuhlers zu entledigen.

Die Gräfin erblaste bei dieser Scene. Sie kannte das hitzige Temperament ihres Gemahles ungeachtet seines schon hohen Alters; sie wußte, welcher schrecklichen Handlungen er in seiner Raserei fähig sei, und zitterte für das Leben ihres geliebten Grafen von Holland. In aller Eile schickte sie einen vertrauten Boten an ihn, und ließ ihn warnen. Rüste dich zu einem harten Kampfe, sagte der Bote, und sei wohl auf deiner Hut. Der Graf von Klermont ist äußerst ergrimmt über dich; denn seine Gräfin verrieth sich durch eine unvorsichtige Rede, daß sie dich liebe. Er rüstet sich eben, und wird sogleich mit gewaltigem Arme über dich herfallen, und nicht eher ruhen, als bis du eine Leiche bist. Dieß hat er wenigst geschworen.

Ich habe noch vor keinem Feinde gezittert, erwiederte Florenz, er mag kommen; ich bin gefaßt.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so rannte der Graf von Klermont schon in

vollem Gallop heran. Er hatte sich die französischen Ritter beigeſellet, an deren Spitze der Herr von Neſle oder Nielle aus der Viſcardie focht, den die Franzoſen vor dem Anſange des Turniers zu ihrem Rittmeiſter erwähllet hatten. Mit einer Wuth, welche nur der höchſte Grad von Eiferſucht in ſo helle Flammen anfachen konnte, griff der Graf von Alermont den Grafen von Holland an. Der Herr von Neſle that ebendaſſelbe, und vertheilte die übrigen Ritter, die unter ihm fochten, ſo geſchickt, daß ſich Florenz in wenigen Minuten von allen Seiten eingekloſſen ſah. Aber obwohl er es nun ganz allein mit einer großen Zahl tapferer Gegner anzunehmen hatte: ſo verließ ihn doch weder ſeine Gegenwart des Geiſtes, noch ſeine gewöhnliche Tapferkeit. Mit einer Kühnheit und Geſchicklichkeit, die man nur von ihm allein erwarten konnte, widerſtand er den feindlichen Anfällen, wich manchem gewaltigen Lanzenstoß durch künstliche Wendungen aus, machte manchen durch ſchnelles Ausstoßen unkräftig, gab manchen eben ſo gewaltig zurück. Lange kämpfte er ſo mit der äußerſten Hartnäckigkeit, ohne daß die Menge mit aller An-

strenge der Kräfte im Stande war, den geringsten Vortheil über ihn zu erhalten; jeden, der auf ihn herstürzte, schlug sein Heldenarm mit männlicher Kraft zurück. Endlich aber raffte der Graf von Clermont noch einmal alle seine Kräfte zusammen; die Wuth verdoppelte seine Stärke. Geh hin, sagte er, indem er mit einer entsetzlichen Gewalt auf den Grafen von Holland stieß, ins Reich der Todten, damit du nicht wieder eine Dame zur unzulässigen Liebe reizest; und ehe es dieser, der zugleich sich auch gegen andere Ritter zu wehren hatte, versah, und mit seinem Schilde sich decken konnte: war der verderbliche Stoß mit der Lanze durch die Brust des Grafen schon geschehen. Ohnmächtig sank Florenz vom Pferde, und gab in wenigen Minuten seinen Geist auf.

Als der Graf von Cleve, Florenzens Freund und Gefährte im Kampfe, ihn so jämmerlich fallen sah, bemächtigte sich seiner ein unbändiger Grimm, und er schwur in der Hestigkeit seiner Wuth, dessen Tod an dem Grafen von Clermont grausam zu rächen. Sogleich beorderte er seine Deutschen, und stürzte zugleich mit ihnen rasend über ihn her.

Das Gefecht war hitzig und hartnäckig. Die Französischen Ritter, und unter diesen besonders der Herr von Nesle setzten sich tapfer entgegen und vertheidigten ihn. Aber er selbst war durch den laugen Streit mit dem Grafen von Holland schon sehr ermüdet, und außer Stand, seinen Feinden das Gleichgewicht zu halten. In dieser Lage gelang es dem Grafen von Cleve, bei einer bequemen Gelegenheit, da das Gefolge des Grafen von Clermont, von ihm getrennet, eben mit seinen Leuten focht, ihm allein beizukommen. Mit der größten Hefigkeit stieß er die Lanze auf ihn ab, und tödtete ihn.

Der Herr von Nesle focht noch eine kurze Zeit, nicht so fast, um den Tod des Grafen von Clermont zu rächen, als zu seiner eigenen Vertheidigung. Allein seine Gegner waren ihm weit überlegen. Auf seine Leute hatte, so wie auf ihn selbst, die klägliche Niederlage seines Kampfbruders einen starken Eindruck gemacht, der ihren Arm und ihre Tapferkeit hemmte. Der Graf von Cleve und seine Leute sritten mit der größten Erbitterung, und jagten ihn sammt seinen Leuten aus dem Kampfplatze. So hatte sich das Turnier,

welches zur Belustigung veranstaltet war, in ein förmliches Treffen verwandelt, welches Haß und Erbitterung äußerst hitzig machten, und welches zweenen edlen Rittern das Leben kostete!

Die Gräfin von Alermont war in Ohnmacht gesunken, als sie den wüthenden Stoß ihres Gemahles auf den Grafen von Holland, und dessen kläglichen Sturz vom Pferde gesehen hatte. Eine geraume Zeit lag sie sprach- und sinnlos da, bis sie sich wieder erholte. Als sie aber hierauf erfuhr, daß der Gegenstand ihrer heißesten Liebe von ihrem Gatten wirklich getödtet worden: da bemächtigte sich die äußerste Bestürzung und Verzweiflung ihrer ganzen Seele, und sie gerieth in einen Wahnsinn, von welchem sie nie wieder zurückkam. Daß der Graf von Holland, der tapfere, angebetete Ritter in der Blüthe seiner Jahre durch ihren eifersüchtigen Gemahl das Leben verloren, daß sie selbst an seinem Tode schuld sei, dieser marternde Gedanke wich nicht wieder aus ihrer Seele. Oft sprach sie kläglich den Namen des unglücklichen Grafen aus, schrie laut, als wollte sie ihn herbeirufen, und gleich darauf verfiel sie

wieder in eine stumme Melancholie. Mit düstern, verwirrten Blicken sah sie umher; ihre Mienen bezeichneten eine gänzliche Zerrüttung des Verstandes. Oft brach sie in ein lautes, bitteres Gelächter aus, und vergoß gleich darauf wieder Thränen. Sie kämpfte in ihrem Innern einen schrecklichen Kampf von Seelenangst, Wuth und Verzweiflung. Er ist da, er ist da, rief sie oft plötzlich voll Unruhe und Bangigkeit aus; er ist da, der Schatten des ermordeten Grafen; er verfolgt mich; verbergt mich vor ihm; er fodert Rache von mir, seiner Mörderin. So malte ihr ihre erhitzte Phantasie immer die schrecklichsten Bilder vor.

Einst begab sie sich auf einen hohen Thurm. Lange sah sie still und ruhig die Tiefe hinab. Es war eine stürmische Nacht, sparsam vom Monde beleuchtet. Kein Laut ließ sich vernehmen. Nur der traurige Uhu heulte in der Ferne sein Nachtlied, und die Windsfahnen am Thurme flirrten, vom Winde bewegt, Wie da alles so schauerlich einsam und still ist! sagte sie. So ist es auch in jenen Gräbern dort, fuhr sie fort, indem sie ihren Blick auf den nahen Kirchhof wandte. O! Wer da

drin läge, im ruhigen Grabe! Wer es überstanden hätte, das Hölleleben der Welt, und nichts mehr wüßte von den tausend und tausend Qualen, welche das Herz des schuldlosen Menschen zermalmen! — Schuldlos? fuhr sie fort, indem sie plößlich aufschauerte; ich schuldlos: Bin ich nicht die Mörderin des Unschuldigen? — Jetzt gieng eine sichtbare Veränderung in ihrem Innern vor; die Gesichtsfarbe wechselte, sie zitterte am ganzen Körper; man sah, daß ihre ganze Seele arbeitete. Plößlich nahm sie einen Schwung, und wollte sich von dem Thurme herabstürzen. Zum Glücke hatten ihre Leute noch zur rechten Zeit ihre Absicht bemerkt, und hielten sie zurück. Aber dieser Vorsicht ungeachtet fristete sie ihr Leben nicht lange. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit, welche ihr Gram und ihre Trostlosigkeit unheilbar machten, und starb nach wenigen Wochen.

Den Leichnam des Grafen Florenz von Holland brachten die deutschen Fürsten und Ritter, welche dem Turniere beigewohnt hatten, traurig in das Kloster zu Rheinsburg, und weihten ihm, da sie ihn zur Erde bestatteten, ihre Thränen der Freundschaft. Der

Leichnam der Gräfin von Clermont, die als ein grausames Opfer unglücklicher Liebe starb, ward in der Familiengruft zur Ruhe gelegt. Der Herr von Nesle söhnte sich in der Folge mit den Auserwandten des Grafen Florenz aus, und versprach nach der damaligen Sitte und Denkungsart, zur Genugthuung an demjenigen Orte, wo derselbe war getödtet worden, ein Kloster zu bauen.

---

---

# Jakoba von Hennegau

oder

Die Frau von vier Männern.

---

Ein trauriges Beispiel verunglückter Ehen giebt Jakoba von Hennegau, sie, die ihrer vortreflichen Eigenschaften wegen ein bessers Schicksal verdienet hätte. Sie liefert zugleich einen Beweis, welche unglückliche Folgen der Zwang hervorbringet, den man der Neigung des Menschen anthut, wenn es das unzertrennliche Band der Ehe gilt. Es ist traurig, zu sehen, daß es Menschen gab, welche nicht mehr daran dachten, was sie einst selbst empfanden, mit der Empfindung ihrer Kinder, war sie auch noch so unschuldig, hartherzig tyrannisirten, und die ganze Ruhe und das lebenslängliche Glück derselben ihrem Stolze, und Ehrgeitze, ihrer Habsucht, ihrer Feinds

schaft, oder andern Privatabsichten aufopfer-  
ten.

Jakoba war die Tochter des Herzogs  
Wilhelms VI. aus Baiern, Grafen von  
Hennegau, Holland, Seeland und Friesland,  
des letzten aus dem Baierschen Mannstamme,  
der diese Länder beherrschte. Ihre Mutter  
war Margarotha, eine Tochter Phi-  
lippo des Kühnen, Herzoges von Burgund.  
Beide gaben ihrer Tochter eine Erziehung,  
welche nach den damaligen Begriffen und Sit-  
ten ihrem Stande vollkommen angemessen war.  
Mit Entzücken sahen sie dieselbe zum schönen,  
hoffnungsvollen Mädchen heranwachsen. Ihr  
vortreflicher Wuchs, ihre reizende Gesichtsbil-  
dung, ihr artiges Wesen, ihr Verstand,  
und alle diejenigen Eigenschaften, welche das  
Frauenzimmer zieren, versetzten die Aeltern  
in eine süsse Freude über das Glück des Besit-  
zes einer so vorzüglich liebenswürdigen  
Tochter.

Noch hatte Jakoba ein mannbares  
Alter nicht erreicht, als ihre Aeltern schon  
besorgt waren, um eine ihrem Stande und  
ihren Vorzügen angemessene Heirath für sie  
anzusehen. Ihr Wunsch ward auch in kurz

zer Zeit zu ihrer großen Freude erfüllet. Schon im Jahre 1406. wurde zu Compiegne eine Heirath zwischen ihr und Johann, Herzoge von Tourain und Ponthieu, zweiten Sohne Karls VI. Königs in Frankreich feierlich geschlossen. Aber der Herzog zählte damals nur ungefähr neun, sie nur etwas über fünf Jahre; darum ward das Weilager bis zum Jahre 1415 verschoben. Der Französische Hof, welcher immer nach neuen Besitzungen strebte, sah es gern, daß ein Prinz von Geblüt durch eine solche Vermählung mit den Besitzern der Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland und Friesland in eine nähere Verwandtschaft kam, wodurch derselbe nothwendig die Erweiterung seiner Herrschaft in den Niederlanden erwarten mußte. Auch Wilhelm war stolz auf das Glück, seine Tochter einem Prinzen von so hoher Abkunft verlobt zu sehen. Dadurch glaubte er den Ruhm seines Hauses, die Vorzüge seiner eigenen Herrkunft zu retten. Denn der Graf stammte von einem Kaiserhause ab; er war ein Enkel Margarethens, der Gemahlin der Kaisers Ludwigs IV. aus Baiern, welche derselbe nach dem Tode des Grafen

Wil-

Wilhelms IV. der im Jahre 1345 er-  
folgt war, mit Hennegau, Holland, Seeland  
und Friesland, als mit Reichsländern beleh-  
net hatte. Unter solchen Umständen waren  
die Unterhandlungen zu Compiègne nach bei-  
derseitigem Wunsche geschlossen worden, und  
im Jahre 1415 wurde, wie gesagt, das Wei-  
lager mit der bei solchen Feierlichkeiten ge-  
wöhnlichen Pracht vollzogen.

In dem Ehevertrage hatte man zwar da-  
für gesorgt, daß jene Länder, deren Erbin  
Jakoba im Falle des Mangels an männli-  
chen Nachkommen war, nicht einst vermitteltst  
dieser Heirath unter französische Landeshoheit  
gerathen müßten. Es war ausgemacht wor-  
den, daß dieselbe, wofern der Herzog  
Wilhelm ohne Söhne aus der Welt ge-  
hen würde, die Grafschaften Hennegau, Hol-  
land, Seeland und Friesland nur von den  
jeningen zu Lehen empfangen sollte, von wels-  
chen sie Wilhelm und seine Verfabren em-  
pfangen hatten; jede andere Erwerbung dersel-  
ben, oder jede Belehnung von einem andern sollte  
ungültig und ohne Kraft seyn. Dasjenige, wo-  
rauf wahrscheinlich der französische Hof am mei-  
sten gezielet hatte, ward also dadurch gewisser-  
zweites Bändch. D

massen vereitelt. Einige Schriftsteller versichern sogar, Jakob a habe wegen des Rechts der Erbfolge in diesen Ländern Schwierigkeiten gehabt. Ihrer Angabe zu Folge weigerte sich der Kaiser Sigmund, sie damit zu belehnen. Allein der Herzog Wilhelm rief, nachdem er vergeblich bei dem Kaiser um die Belehnung angesucht hatte, die holländischen Stände zusammen, und stellte ihnen vor, wie sehr er ihnen jederzeit zugethan, und für ihre und des ganzen Landes Wohlfahrt stets beeifert gewesen; wie unbillig es wäre, seine Tochter von ihrer rechtmäßigen Erbschaft zu verdrängen, welchen Nachtheil es dem Lande bringen könnte, wenn es in fremde Hände gerieth. Er erinnerte sie an die Verfassung des Landes, an ihre Freiheit, die sie gegen Auswärtige schützen sollten, an die bisherige Ordnung der Dinge, nach welcher immer die Kinder ihren Vätern in den Ländern derselben nachgefolgt seien, an das unstreitige Recht seiner Tochter zur Nachfolge, und brachte es durch Zureden und Gründe dahin, daß sie ihm eidlich versprachen, nach seinem Tode in Ermangelung eines männlichen Erben seine Tochter Jakob a als rechtmäßige Nachfolgerin

zu erkennen, und ihr Treue und Gehorsam zu bezeigen. Auch machten sie sich verbindlich, dieselbe gegen alle ihre Feinde zu schützen.

Jakoba lebte mit ihrem Gemahle vergnügt. Er besaß gerade diejenige Eigenschaften, welche in empfindsamen Herzen eine aufrichtige Neigung hervorbringen können. Er war jung, wohlgewachsen, verständig, lebhaft, und begegnete ihr mit Achtung und Zärtlichkeit. Die schönsten Aussichten auf hohe Stufen der Ehre, welche die Gräfin durch ihn in der Zukunft besteigen würde, erhöhten noch das Vergnügen, welches sie aus der Verbindung mit ihm in vollem Maaße genoß. Ein unvermutheter Zufall hatte ihr diese herrlichen Aussichten geöffnet. Ludwig, der ältere Bruder ihres Gemahles, welcher der nächste Erbe der französischen Krone war, gieng unvermuthet mit Tode ab; dieser trat an dessen Stelle als Dauphin, und hatte also die glänzende Hoffnung, nächstens König von Frankreich zu werden. Jakoba war trunken von Wonne über ihr gegenwärtiges und künftiges Glück. Sich einst zur Königin von

Frankreich erhoben zu sehen, war ein unaussprechlich süßer Gedanke für sie.

Allein dieser glückliche Zustand dauerte nicht lange. In Frankreich ereigneten sich um diese Zeit auffallende Begebenheiten, welche die ganze Lage der Dinge änderten. Der Ursprung derselben schreibet sich schon von frühern Jahren her.

Der König Karl VI. von Frankreich, Johanns Vater, hatte von Zeit zu Zeit Anfälle von Wahnsinn gehabt, die ihn der Regierung unfähig gemacht hatten. Ehemals hatte Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, ein Sohn des Königs Johann von Frankreich in Regierungsgeschäften einen entscheidenden Einfluß behauptet. Nun aber führten Ludwig Herzog von Orleans, und die Königin die Regierung mit einander. Dieses gieng dem Herzoge Johann von Burgund, Philipps hinterlassenem Sohne und Erben tief durch die Seele. Sich eines so großen Ansehens beraubt, alle Gewalt in Leitung der Staatsgeschäfte sich entzissen zu sehen, war für ihn die größte Beleidigung. Mit einem unverföhnlichen Groll im Busen, faßte er den ruchlosen Entschluß,

den Herzog von Orleans aus dem Wege zu räumen. Im Wintermonat 1407 ließ er ihn in der Nacht unversehens überfallen und ermorden. Diese That erregte dasjenige Aufsehen, welches die Abscheulichkeit derselben verdiente. Der französische Hof war äußerst aufgebracht über den Urheber. Aber der Herzog von Burgund verstand die Kunst, die Ungerechtigkeit derselben hinter dem Mantel des Patriotismus zu verbergen; er behauptete, nur der Eifer für das gemeine Beste habe ihn zu diesem Schritte verleitet, und brachte es durch seine Beredsamkeit dahin, daß ihn der König öffentlich frei sprach. Er beherrschte hierauf das Königreich im Namen des Königs. Als er sich aber im folgenden Jahre nach Lüttich begab, um dort dem Bischofe Johann von Baiern, welcher sich sehr im Gedränge befand, beizustehen: benützte die Königin seine Abwesenheit, bemächtigte sich der höchsten Gewalt, und ließ sich und den Dauphin Ludwig zu den Regenten des Reiches erklären. Johann, Herzog von Burgund ward hierauf des Mordes schuldig erklärt.

In dieser betrübten Lage des Herzoges nahm sich sein Schwager, der Graf Wilhelm VI. seiner an, und legte sich ins Mittel. Er stiftete einen Vergleich zwischen den feindlichen Partheien. Der Herzog Johann bekannte sich im März des Jahres 1409 schuldig, und söhnte sich mit der Königin und dem Hause Orleans aus. Aber die Prinzen vom königlichen Geblüte, welche nun von der Regierung ausgeschlossen, und schon lange seine Feinde waren, verbanden sich gegen ihn, und standen mit bewaffneter Hand wider ihn auf. Dieser widersetzte sich ihnen gleichfalls mit bewaffneter Hand. Um sich mit desto mehr Nachdrucke zu schützen, rief er die Engländer herbei, die sich als ältere Feinde des französischen Hofes diese innere Zwietracht und diesen Ruf sehr gern gefallen ließen. Sie machten eine Landung in Frankreich, und übten in verschiedenen Gegenden große Feindseligkeiten.

Dieses verrätherische Unternehmen des Herzoges von Burgund, fremde Völker als Feinde in das Land zu führen, erregte den äußersten Unwillen des französischen Hofes. Man sahe es für nichts geringers, als für

ein abscheuliches Staatsverbrechen an, und beschloß im Jahre 1414 den Herzog mit Krieg zu überziehen. Johann mußte sich um seiner Sicherheit willen aus Frankreich flüchten, und gieng nach Flandern; die Engländer waren schon im Jahre 1412, nachdem sie wenig großes verrichtet hatten, aus Frankreich abgezogen; seine Parthei in diesem Königreiche ward zusehends schwächer; seine Sache schien beinahe verloren zu seyn; da begab sich seine Schwester Margaretha, die Gräfin von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland Wilhelms VI. Gemahlin nach Peronne, wo sich damals der Hof befand, und stiftete zwischen den beiden Partheien einen Vergleich. Der Herzog mußte sich verbindlich machen, die Unterhandlung, die er etwa mit Engelland angefangen haben mochte, abzubrechen.

Obwohl er die Erfüllung dieser Bedingniß feierlich versprochen hatte: schloß er bald darauf doch wieder ein geheimes Bündniß mit Heinrich V. König von Engelland. Er fand sich viel zu sehr beleidiget, und fühlte eine zu große Begierde, sich an seinen Feinden zu rächen, als daß er sich selbst von die-

sem Schritte hätte zurückhalten können. Der König von Engelland hatte eben einen neuen Krieg mit Frankreich vor; eine Allianz mit dem Herzoge von Burgund, der doch immer noch einigen Anhang daselbst hatte, war ihm daher sehr willkommen. Wirklich brachte der Herzog eine beträchtliche Flotte in Holland und Seeland zusammen, schiffte mit derselben nach Frankreich hinüber, und setzte ein ansehnliches Heer ans Land. Sogleich begannen die Feindseligkeiten. Bei Azincourt kam es am 25ten Oktober 1415 zu einem äußerst hitzigen Treffen, in welchem die Franzosen geschlagen wurden. Seine eigenen Brüder, Anton Herzog von Brabant, und Philipp Graf von Nevers und Metel, welche für die Franzosen fochten, büßten dabei ihr Leben ein. Mit schnellen Schritten gieng jetzt Johann nach Paris, um von der allgemeinen Bestürzung Vortheile zu ziehen. Ungefähr um eben diese Zeit starb der Dauphin Ludwig, wie oben gemeldet worden, und Johann Herzog von Touraine und Ponthieu, der sich kurz vorher mit Isabella vermählet hatte, trat an die Stelle desselben.

Während, daß dieses in Frankreich vorgieng, hielt sich Johann, nunmehriger Dauphin, meist in Holland an Wilhelms Hofe auf, und genoß im Umgange seiner Gemahlin Jacoba alles dasjenige Glück, welches eine vergnügte Ehe gewähret. Allein eben dieser lange Aufenthalt daselbst schien dem Könige von Frankreich und der Königin gefährlich. Johann, Herzog von Touraine war durch diese Vermählung sehr nahe in die Verwandtschaft des Herzoges von Burgund gekommen. Margaretha, die Mutter seiner Gemahlin, war eine Schwester desselben; sie und ihr Gemahl, Wilhelm VI. waren ihm, wie man aus verschiedenen Umständen deutlich schließen konnte, sehr zugethan. Dieses machte jenen am französischen Hofe verdächtig. Nicht ohne Grund betrachtete man ihn als einen Prinzen, der dem Herzoge von Burgund, diesem gefährlichen Feinde der Krone, von ganzen Herzen ergeben sei. Man wußte sogar, daß er mit demselben zu Valenciennes im Hennegau ein geheimes Bündniß geschlossen habe. Alles dieses bewog den Französischen Hof, ihn nach Frankreich zurückzurufen. Der Graf von Ara

magnac betrieb diese Sache mit vorzüglichem Eifer.

Dieser Befehl war ein Donnerschlag auf das zärtliche Herz seiner Gemahlin. Er soll sich also trennen von mir, der Geliebte, rief sie mit der äußersten Bestürzung; er soll hingehen an einen Hof, wo man ihn im Verdachte hält, ihn als einen Feind betrachtet, über ihn zürnet, ihn hasset? Hingehen, um dort, fern von dem Glücke, das er in den Armen einer zärtlich liebenden Gattin genoß, sein junges Leben in Verdruß und Traurigkeit zuzubringen? Vielleicht gar, um dort mißhandelt, um dort ein Opfer der grausamen Rache zu werden? Wie? der Theure soll mir entrisßen, unser gegenseitiges Glück vielleicht für immer gestört werden? So sprach sie, und schlang ihre Arme um ihn, und hielt ihn fest, gleich als wären schon Leute da, die ihn ihr wegnehmen wollten.

Selbst Wilhelm fand es bedenklich, ihn nach Paris gehen zu lassen. Ihm war es zu gut bekannt, welcher außerordentlicher Dinge die Höfe manchmal fähig sind, wenn es ihre Rachsucht, oder ihre Politik erfordert, einen ihnen verdächtigen Mann zu stürzen.

Er wußte, welches schwere Mißtrauen der Hof zu Paris gegen seinen Schwiegersohn hege, und mit Recht befürchtete er, die feindselige Gesinnung des Königs und der Königin gegen ihn möchte nachtheilige Folgen für ihn haben. Aus diesem Grunde gab er die Abreise desselben nicht zu. Aber der König von Frankreich drang in wiederholten Schreiben darauf, daß der Dauphin nach Paris kommen sollte, und gab seine Unzufriedenheit über die bisherige Verzögerung der Reise, und über die Urheber derselben in ziemlich bittern Ausdrücken zu erkennen. Wilhelm fand es nicht rathlich, sich länger zu widersetzen, und reiste im Jahre 1417 selbst mit ihm nach Frankreich. Ein ansehnliches Heer, welches er mitnahm, begleitete sie.

Als er nach St. Quintin gekommen war, machte er Halt, und schlug dort eine Zusammenkunft und Unterredung mit der Königin vor. Dieses Verlangen fand kein Gehör. St. Quintin, hieß es, sei von Paris zu weit entfernt. Wilhelm begab sich daher mit dem Dauphin nach Compiègne. Hier kam die vorgeschlagene Unterredung zu Stand. Die Königin verlangte, daß der Dauphin

nach Paris kommen sollte. Zener that kräftige Gegenvorstellungen. Die Königin wiederholte ihr Begehren, daß er den Dauphin sollte nach Hof reisen lassen, und bestand ernstlich darauf. Da antwortete aber der Graf von Hennegau mit trockenen Worten: er werde dieses schlechterdings nicht zugeben, so lange man seinen Schwager, den Herzog von Burgund von der Regierung ausschloffe. Er gieng hierauf nach Paris, und that dort dem Könige mit unerschrockenem Muth eben dieselbe Erklärung. Der König erwiederte, er wolle die Sache in Ueberlegung nehmen, und beurlaubte ihn.

Raum hatte er sich aus der Burg in sein Quartier begeben, und erwartete dort unter Hundert Gedanken die entscheidende Antwort des Königs, als plötzlich einer von den heimlichen Freunden des Herzoges von Burgund, deren er in Paris mehrere zählte, mit ängstlicher Hastigkeit zu ihm hineinstürzte. Rettet Euch, schrie er voll Unruhe, ergreifet unverzüglich die Flucht; Euere Freiheit ist in Gefahr; der König hat so eben den Befehl ertheilet, Euch in Verhaft zu nehmen. Ganz gewiß würde er Euch so lange in enger Gefan-

genschaft behalten, bis Ihr ihm den Dauphin ausliefern würdet; vielleicht würde Euch ein noch schlimmers Schicksal bevorstehen. Darum geht, zögert nicht, rettet Euch durch die Flucht.

Dank Euch, edler, trauter Freund, sagte der Graf, indem er ihm die Hand drückte; gebt mir Gelegenheit, daß ich Euch diese edle Treue vergelten kann. Geschwind raffte er seine Sachen zusammen, sammelte seine Leute, und ehe noch die Soldaten, der Ordre des Königs zu Folge, in seinem Quartier ankamen, um ihn gefangen zu nehmen, war er schon von Paris entfernt. Wer hätte eine solche Wendung der Dinge vermuthet? sagte Wilhelm auf dem Wege zu sich selbst. Welches traurige Loos würde dem Dauphin zu Theil geworden seyn, wäre ich nicht noch zu rechter Zeit der Gefangenschaft entkommen! Und hätte ich ihn dann nach dem Verlangen der Königin selbst mit mir nach Paris genommen! Ganz gewiß hätte man sich seiner bemächtigt; er wäre nicht mehr zurückgekommen. Zu Compiègne wagte man es nicht, Hand an ihn zu legen; die zahlreiche Bedeckung, die wir dort hatten, schreckte den Hof

davon ab. Aber in Paris, wo er von der königlichen Parthei allenthalben umringt, und ohne Unterstützung gewesen wäre, was würde aus ihm geworden seyn? Wie klug handelte ich, daß ich ihn zu Compiègne zurück ließ, und eine hinlängliche Anzahl Truppen zu meinem und seinen Schutze mit mir nahm!

Wilhelm war jetzt fest entschlossen, den Dauphin zu Compiègne abzuholen, und mit ihm nach Hennegau wieder zurück zu gehen. Dort sollte derselbe, seinem Plane gemäß, so lange, bis ihn der Tod des Königs in Frankreich zur Besteigung des Thrones nach Paris rufen würde, fern von allen Verfolgungen und Schikanen, vor dem Zorn eines schwachen, blödsinnigen Königes, vor der Nachsicht einer stolzen Königin, vor den Nachstellungen selbstüchtiger Prinzen und Minister gesichert, ruhig mit seiner Gemahlin leben. Da er aus der innigsten Betrübniß, mit welcher seine Tochter bei der Abreise ihres Gemahles nach Frankreich von ihm schied, mit Recht auf ihren gegenwärtigen Kummer und auf ihre ungeduldige Sehnsucht nach ihm schloß, so sandte er einen Eilboten nach Hennegau, um ihr zum voraus die ge-

genwärtige Lage der Dinge bekannt zu machen, und sie von der drückenden Sorge über das Schicksal ihres geliebten Gemahls zu befreien. Freuet Euch, so lautet das Schreiben, welches der Eilbote mit sich brachte; Euer geliebter Gemahl soll an den nächsten Tagen wieder in Euren Armen seyn; ich selbst führe ihn Euch zu; ich habe ihn Euch für immer gerettet. Wie wenig fehlte, dieses Geschäfte hätte Euren alten Vater die Freiheit gekostet! Doch das Uebrige, und was alles bei dieser Gelegenheit vorfiel, sollt Ihr von mir mündlich vernehmen.

Wer war nun glücklicher, als Jakob, da sie diese trostreiche Nachricht erhielt! Ihr ganzes Herz war bisher mit bangen Ahndungen erfüllet gewesen; wie dann empfindsamer Frauenzimmer in solchen Umständen gewöhnlich geneigt sind, das Schlimmere zu vermuthen. Während der ganzen Abwesenheit ihres Gemahles hatte sie keinen ruhigen Tag, keine ruhige Nacht gehabt. Immer hatte eine marternde Sorge sie beunruhiget, irgend ein schlimmes Schicksal möchte ihrem Gatten begegnen. Jetzt aber zog sich auf einmal erquickende Heiterkeit über ihr ganzes Gesicht.

Alles lebte in ihr von Neuem auf; sie wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Weinade alle Minuten fragte sie ihre Leute, ob ihr Vater und ihr Gemahl wohl bald ankommen würden, ob sie nicht schon da seien; alle Augenblicke lief sie ans Fenster, und sah hinaus ins Freie, voll Ungeduld, sie von der Ferne herbeikommen zu sehen. Oft, wenn sie von weitem eine Anzahl Menschen zu Pferd sah, täuschte sie ihre Sehnsucht. Nun kommen sie, rief sie voll Entzücken aus; nun sind sie schon da!

Die sehulich gewünschte Stunde schlug endlich; Wilhelm erschien mit seinem Gefolge vor Hennegau. Er war schon so weit gekommen, daß ihn Jakob a deutlich erkennen konnte. Mit offenen Armen flog sie ihm pfeilschnell entgegen. Aber ach! Wie sehr schauderte sie zurück! Ihr Gemahl befand sich nicht mit unter dem Gefolge des Grafen; ihr Vater selbst zeigte sich mit einer trüben, düstern Miene, und heftete seinen Blick schwermüthig zur Erde. Willkommen Vater, rief ihm Jakob a entgegen, willkommen tausendmal! — Aber wo habt ihr den Dauphin, wo habt ihr meinen Gemahl gelassen?  
 Wil.

Wilhelm holte einen Seufzer tief aus der Brust herauf; dieser vertrat die Stelle der Antwort. — Gott im Himmel, schrie Jakob erschrocken, was hat sich zugetragen? Wo ist mein Gemahl? Hat ihm jemand Leides gethan? Redet, ich beschwöre Euch, reisset mich aus der marternden Ungewißheit! — Der Graf schwieg noch immer. Man sah es ihm an, daß er innerlich einen schweren Kampf ausstand. Jakob heulte, und rang voll Verzweiflung die Hände.

Wo ist mein Gemahl? rief sie ein über das andere mal; gebt mir meinen Dauphin, gebt mir meinen Gatten wieder! Ihr habt mir versprochen, mir ihn wieder zu bringen.

Ja wohl, versprochen! sagte der Graf, und seufzte wieder. Versprochen! fuhr er fort, und ein Strom von Thränen erstickte die übrigen Worte.

Jakob. Großer Gott! was ist ihm widerfahren?

Wilhelm. Was ihm widerfahren sei? — Hm! — Kränket Euch nicht, Tochter, er ist glücklicher jetzt, als wir alle sind.

Jakoba. Glücklicher? ohne mich glücklich?  
In der Entfernung von mir? —  
Glücklicher! und Ihr erscheinet so innigst be-  
stürzt?

Wilhelm. Glaubet den Worten Eu-  
res alten Vaters! Er genießet ein Glück, das  
wir alle vermissen, das uns in diesem Leben  
nie wird zu Theil werden. Kein Feind wird  
ihn mehr beunruhigen, keine Rachsucht, keine  
Verfolgung, keine Cabale sein Glück stören.  
(Hier quollen ihm neuerdings Thränen aus  
dem Auge.)

Jakoba. Aber um alles, was Euch  
heilig ist, beschwöre ich Euch; reißet mich  
aus der marternden Ungewißheit. Saget mir  
von welchem Glücke sprecht Ihr?

Wilhelm. Laßt mich erst weinen,  
Jakoba, ehe ich Euch sagen kann, was  
ihm begegnete. Seht! Ich bin schon ziem-  
lich alt. Schon in manchem harten Kampfe  
zu Schimpf und zu Ernst, in manchem blu-  
tigen Kriege habe ich gezeigt, daß ich ein  
Mann bin. Aber laßt mich weinen; verge-  
bet dem Manne, wenn eine Thräne von ihm  
beweiset, daß er auch Mensch ist.

Jakoba. Ach! Ihr wollt nicht heraus mit der Sprache; Ihr schweiget, weinet! — Himmel! was widerfuhr meinem Gatten? Warum verschweiget Ihr mirs?

Wilhelm. Nun ich will Euch sein Schicksal erzählen; aber versprechet mir, daß Ihr Euch beruhigen wolleet. — Ihr wisset, daß ich die Vorsicht hatte, nicht ohne zahlreiche Bedeckung mit ihm nach Frankreich zu gehen. Ich wußte, wie schwarz er am Hofe zu Paris, als Verwandter und Freund des Herzoges von Burgund angeschrieben sei; darum wollte ich ihn nicht der Gefahr aussetzen, in die Hände dieses Hofes zu gerathen, und von demselben mißhandelt zu werden. Zugleich hatte ich, unserer Verabredung zu Folge, das Interesse des Herzoges von Burgund vor Augen, und war eifrig beflissen, dasselbe bei dieser Gelegenheit mit zu befördern. Als ich daher nach St. Quintin kam: blieb ich daselbst, und verlangte eine persönliche Unterredung mit der Königin. Allein man schlug mir sie ab; dieser Ort, hieß es, wäre von Paris zu weit entfernt. Diese Entschuldigung hatte wohl ihren guten Grund. Man befürchtete nämlich, der Erfolg dieser Unter-

redung möchte in einer so weiten Entfernung nicht so vortheilhaft ausfallen, als man es wünschte. Ich gieng daher mit dem Dauphin und unserer ganzen Bedeckung nach Compiegne. Dort besprach ich mich mit der Königin. Sie verlangte, ich sollte ihr den Dauphin ausliefern, und ihn nach Hof reisen lassen; ich aber weigerte mich, dieses zu thun. Sie bestand auf ihrer Forderung; und ich erklärte freimüthig, ich würde ihn in keinem andern Falle von meiner Seite lassen, als wenn man die Ausschließung des Burgundischen Herzogs von der Regierung aufheben würde. Da sie sich auf den König berief, ohne dessen Einwilligung sie ein solches Versprechen nicht thun könne: begab ich mich nach Paris, und ließ den Dauphin zu Compiegne indessen zurück. Der Armee, die ich dort gleichfalls indessen bleiben hieß, traute ich Stärke und Tapferkeit genug zu, ihn gegen alle Gewalt oder Entführung zu schützen. Dem Könige that ich ohne Zurückhaltung eben dieselbe Erklärung. Er äußerte sich, daß er die Sache in Erwegung ziehen wolle, und entließ mich. Aber gleich darauf kam ein heimlicher Freund des Herzoges von Burgund in größter Eilser-

tigkeit zu mir, und entdeckte mir, daß der König befohlen habe, mich in Verhaft zu nehmen. Er bat, er beschwor mich, durch eine schnelle Flucht für meine Sicherheit zu sorgen. Ich rief daher in größter Geschwindigkeit meine Leute zusammen, und reiste in aller Stille nach Compiègne.

Jakoba. Gott! welchem schrecklichen Ungewitter seyd Ihr entgangen! Tausend Dank dem großen Retter oben! — Aber mein Gemahl? mein Gemahl?

Wilhelm. Ich war fest entschlossen, den Dauphin mit mir nach Hennegau zu nehmen, und so lange nicht wieder nach Paris reisen zu lassen, bis die Erledigung des französischen Thrones ihn dazu nöthigen würde. Ich sandte Euch auch, um Euch zum voraus eine Freude zu machen, diese Nachricht durch einen Eilboten. Allein als ich in Compiègne ankomme, ist der Dauphin, Euer Gemahl — —

Jakoba. Entführt? Gefangen genommen? — Großer Gott! Ist es möglich?

Wilhelm. Wäre er dieses! Alsdann hätten wir weniger Ursache zum Schmerz! Alsdann bliebe uns noch die süße Hoffnung an

die Wiedererlangung seiner Freiheit übrig! — Aber ich fand ihn — halb entseelt auf dem Sterbebette, mit dem Tode ringend. In wenigen Minuten verschied er.

Jakoba. Gott! Welcher Donnerschlag! (Sie sank in Ohnmacht. Ihre Mutter Margaretha erblaßte, zitterte, schlug die Hände über das Haupt zusammen.)

Wilhelm. Ob er eines natürlichen Todes gestorben, daran zweifle ich. Seine Leute versichern, er habe sich bis auf wenige Tage wohl befunden. Nachher habe es ihn plötzlich auf eine Art überfallen, daß man wohl schließen könne, es sei keine natürliche Krankheit gewesen.

Wirklich hielt man es allgemein für ausgemacht, daß der Dauphin auf Anstiften seiner Gegner in Frankreich durch Gift aus der Welt geschaffet worden. Einige behaupteten sogar, seine Mutter selbst habe seine Vergiftung veranlassen. Ob dieselbe übrigens durch einen vergifteten Harnisch, den er angezogen, oder auf eine andere Art veranstalet worden, ist ungewiß. Auf eine so unglückliche Art endigte sich die erste Ehe der Gräfin Jakoba! und von dieser Stunde an traf sie eine Reihe

von Widerwärtigkeiten, die ihr das ganze Leben verbitterten.

Außerst bedauerwürdig war jetzt ihr Zustand. Die schreckliche Nachricht von dem unnatürlichen Tode ihres geliebten Gatten hatte sie zur äußersten Verzweiflung gebracht. Lange Zeit wüthete in ihrem Innern der heftigste Sturm der Leidenschaft. Ihre Aeltern bemühten sich, sie zu trösten, und waren im Grunde selbst eben so trostlos, wie sie. Denn der klägliche Zustand ihrer Tochter, die sie so jämmerlich leiden sahen, verdoppelte ihren eigenen Schmerz, und der Verlust so fröhlicher Aussichten, die ihnen ihre Tochter noch vor Kurzem mit der königlichen Krone geschmückt in der Ferne gezeigt hatten, fiel ihnen nicht weniger schmerzlich.

Der Tod des Dauphin war am 4ten April 1417 erfolgt. Er hatte keine Kinder hinterlassen. Jakoba hatte damals ein Alter von sechszehn Jahren. Lange Zeit konnte sie ihren geliebten Gemahl nicht vergessen; immer brachte ihr der geringste Umstand denselben wieder ins Gedächtniß, und so oft sie sich desselben erinnerte, erneuerte sich ihr Gram. Ihre Lage wurde um so mehr be-

trübt, da am letzten May eben desselben Jahres auch ihr Vater in einem Alter von 52 Jahren zu Bouchain an einer Geschwulst starb, die sich am Schenkel angelegt hatte.

Dem Versprechen gemäß, welches die Stände von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland dem Grafen Wilhelm VI. im Jahre 1416 gethan hatten, huldigten sie jetzt seiner Tochter. Aber kaum war dieses geschehen, als Johann von Baiern, ein Bruder des verstorbenen Grafen, mit Ansprüchen auf dessen hinterlassene Grafschaften auftrat, und sich mit Hülfe einer damals in Holland ziemlich mächtigen Parthei, welche unter dem Namen der Kabbeljauer bekannt war, zum Theil auch durch eigene Kräfte in den Besitz derselben zu setzen bemühte. Diesen Herrn hatten seine Aeltern schon in seinen jungen Jahren dem geistlichen Stande gewidmet. Nachdem er sich mit den dazu nöthigen Wissenschaften bekannt gemacht, und das zur Antretung hoher geistlicher Würden erforderliche Alter erreicht hatte: wurde er zum Bischofe von Lüttich erwählt. Eine Zeitlang beherrschte er als Fürst und Bischof in weltlichen und geistlichen Dingen sein Land und seinen Kirch-

sprenkel. Während dieser Zeit hatte er aber ziemlich verdrießliche Händel, die ihm seinen Stand und Aufenthalt in Lüttich sehr unangenehm machten. Denn weil er stets nach weltlicher Herrschaft strebte: so nahm er die Priesterweihe nicht an. Darüber erregten die Lütticher zweimal einen Aufstand, und drangen auf die Wahl eines andern Bischofes. Als jetzt sein älterer Bruder, Wilhelm VI. mit Tod abgieng: erwachte in ihm die Begierde, sich in den Besitz der hinterlassenen Länder desselben zu setzen. Als Bruder des Verstorbenen glaubte er ein größers Recht auf dieselben zu haben, als dessen hinterlassene Tochter Jakobä. Und glaubte er auch dieses nicht ernstlich: so wünschte er wenigst, sich selbige zu erwerben, und wagte einen Versuch. Er gieng persönlich nach Holland, begab sich zuerst nach Dortrecht, und ward von den Einwohnern mit lautem Jubel aufgenommen, und als Regent erkannt. Ohne Zweifel hatte er mit dieser Stadt, wo die Kabbellauer den Meister spielten, schon zuvor ein geheimes Verständniß gehabt. Aus diesem Grunde geschah es vermuthlich, daß sich dieselbe schon gleich bei dem Antritte der Regierung der Grä-

fin Jakob a geweigert hatte, sich ihr zu unterwerfen. In der Stadt Briel fand er eine eben so günstige Ausnahme; die übrigen Städte aber schlugen es freimüthig ab, ihn zu erkennen. Da er sah, daß die wenigsten Derter geneigt seien, sich ihm freiwillig zu ergeben; beschloß er, Gewalt zu brauchen, und verband sich in dieser Absicht mit Johann von Egmond und Wilhelm von Arkel. Ihr Plan war, sich von Gorinchem und dem Schlosse Arkel Meister zu machen. Hätten sie diese beiden Derter einmal in ihrer Gewalt, so war es leicht, sich auch des übrigen Südhollands zu bemächtigen. Wirklich rückten sie mit einer zahlreichen Mannschaft vor diese Derter hin, und es gelang ihnen, sie zu erobern. Aber nicht lange blieben sie im Besitze derselben. Die Armee der Gräfin Jakob a und ihrer Freunde zog mit schnellen Schritten heran, und vertrieb die Feinde aus diesen Plätzen. Johann von Egmond und viele Edelleute aus Geldern wurden gefangen genommen, und einige in der Folge als Rebellen enthauptet.

Diese Unruhen waren den Ständen von Holland höchst unangenehm. Das Land war

eine geraume Zeit her schon durch so viele einheimische und auswärtige Kriege zerrüttet worden, daß sie eine schleunige Beilegung der gegenwärtigen Streitigkeiten mit Ungeduld wünschten. So wie die Sachen damals standen, schien ihnen die Lage der Gräfin und der Grafschaften selbst bedenklich. Wenn sie aber einen Gemahl hätte, dachten sie, welcher mit männlichem Ernst, mit Klugheit und Tapferkeit ausgerüstet, sein Ansehen behaupten, einem Feinde die Spitze bieten, und ihm Ehrfurcht einflößen könnte: so würden alle diese Anfechtungen und Feindseligkeiten bald ein Ende nehmen. Deutlich genug gaben sie ihr den Wunsch zu erkennen, daß sie sich verheirathen möchte. Die Länge der Zeit hatte die tiefe, schmerzende Wunde, die der Tod ihres ersten Gemahls ihrem empfindsamen Herzen geschlagen hatte, bereits geheilet. Was konnte sie also hindern, sich einen würdigen Gemahl zu wählen?

Am thätigsten betrieb ihre Mutter selbst dieses Geschäft. Ihre Wahl fiel auf Johann, Herzog von Brabant und Limburg. Auch der Herzog Johann von Burgund stimmte mit ein in diesen Wunsch seiner

Schwester Margaretha. Ihre Wahl hatte einen politischen Grund. Der Herzog von Brabant und Limburg war der Sohn seines Bruders Nüttons, welchen Johanna, die Schwester seiner Großmutter, und Herzogin von Brabant und Limburg zum Erben dieser Herzogthümer ernannt hatte. Durch eine Vermählung dieses Fürsten mit Jakob hofften sie einst die Graffschaften Hennegau, Holland, Seeland und Friesland an das burgundische Haus zu bringen. Schon machten sie am Hofe zu Brabant dieser Sache wegen förmliche Anträge; schon gediehen die Unterhandlungen ziemlich weit; denn auch Johann war nicht abgeneigt, ihren Vorschlägen Gehör zu geben. Jakob war eine Frau von Eigenschaften des Geistes und Körpers, welche die Forderungen eines jeden Freiern befriedigen konnten. Zudem waren die Graffschaften Hennegau, Holland, Seeland und die Herrschaft Friesland, die durch seine Vermählung mit ihr an ihn kommen mußten, eine schöne Erwerbung, und eine starke Lockspeise für ihn. Fühlte er gleich nicht warme Liebe zu ihr in jenem hohen Grade, in welchen sie bei gleichdenkenden, gleichgestimmten Seelen erwachet,

die sich sehen, sich kennen, und sich aus gegenseitiger Neigung uneigennützig miteinander verbinden: so war er ihr doch auch nicht abgeneigt, und in dieser Lage konnte man immer erwarten, daß die Zeit das übrige thun würde.

Aber Jakob a ward wie vom Donner getroffen, als ihre Mutter ihr die schreckliche Erklärung that, sie müsse sich mit dem Herzoge von Brabant und Limburg vermählen. Sie fühlte einen unüberwindlichen Abscheu vor ihm. Von allen jenen Eigenschaften, welche gewöhnlich fähig sind, dem Frauenzimmer Neigung gegen eine Mannsperson einzusflößen, fand sie an ihm keine einzige. Denn das Herz des Menschen ist ein eigensinniges Ding; der schönste ist häßlich, der vernünftigste dumm, wenn es die Laune so will. Die Liebe ist gemeiniglich die Tochter der Laune. Der unbedeutendste, dem Frauenzimmer selbst meist unbekante Umstand wecket in demselben den Funken der Liebe, oder bringet Abneigung hervor. So war es auch bei Jakob a. Ihr ekelte vor dem Herzoge Johann, ohne daß sie vielleicht selbst wußte, warum?

Unmöglich, sagte sie zu ihrer Mutter, unmöglich kann ich ihm meine Hand geben; mein ganzes Herz widerspricht.

Margaretha. Aber warum! dann? Ist Johann nicht ein angesehenener Fürst? Ist er nicht schön, jung, angenehm?

Jakoba. Lasset ihn alles das seyn; mein Herz fühlet keine Neigung zu ihm.

Margaretha. Was es nicht Ursache hat! Euer Herz spielet Euch einen bösen Streich. Johann ist ein liebenswürdiger Fürst.

Jakoba. Sei er es! Aber wer kann den Neigungen gebieten?

Margaretha. Die Vernunft. Diese müßet Ihr hören; dieser müßet Ihr folgen; nicht den blinden Eingebungen Euers Herzens.

Jakoba. Vernunft! Vernunft! — Nichtswürdiges Ding, wenn sie zur Tyrannin der Menschen wird! Sie ist nicht Vernunft, wenn sie das wird.

Margaretha. Ist sie Tyrannin, wenn sie Euch rath, was Euch vortheilhaft ist?

Jakoba. Unmöglich kann mir das vortheilhaft seyn, wovor mein ganzes Herz zurückbebet.

Margaretha. Aber betrachtet einmal den Ruhm und Glanz, worein Ihr Euch durch eine Verbindung mit einem Fürsten aus dem Burgundischen Hause versetzen werdet. Ihr waret schon die Gemahlin eines königlichen Prinzen. Wollet Ihr jetzt von dieser hohen Stufe der Ehre Euch selbst wieder herabstürzen, und einen Prinzen von einer minder hohen Abkunft heirathen? Auch die Herzoge von Burgund stammen von königlichem Geblüte ab. Ist das nicht ein großer Vortheil?

Jakoba. Vortheil! Um des Himmels willen, welcher Vortheil ist das, wenn man seinem Herzen Gewalt anthun muß? Wenn man sich lebenslänglich dadurch unglücklich macht? Stellet Euch einmal das unaussprechliche Elend einer Frau vor, die für ihre ganze Lebenszeit an einen Mann gefesselt ist, den sie unmöglich lieben kann, den ihr ganzes Herz verabscheuet. Welchen heitern, frohen Augenblick kann sie haben? Welches namenlose Elend drücket sie? Stellet Euch

dieses einmal vor, und vergleicht es mit Euren gepriesenen Vortheilen.

Margaretha. Einbildung! eitle Einbildung! Euer Eigensinn zeigt Euch immer alles von der schlimmen Seite.

Jakoba. Betrachtet eine solche unglückliche Frau! Wie sie jammert, heulet, die Hände ringet; wie kein Strom von Thränen, kein Seufzen ihren Schmerz lindern kann; wie der Gram an ihrem Körper naget, wie sie verzweiflungsvoll ihr Leben verwünscht, und allen denjenigen fluchet, welche sie eigensinnig in dieses Elend stürzten! Wie? Und Ihr könntet so grausam seyn, Euere geliebte Tochter einem so schrecklichen Verderben zu überliefern?

Margaretha. Lauter übertriebene Vorstellungen! Seid Ihr nur einmal mit ihm vermählt: die Liebe kommt von selbst nach.

Jakoba. Nimmermehr! Ich kann ihn nicht lieben.

Margaretha. Der Herzog von Burgung ist gerade der Mann, der für Euch paßt. Ihr müßet ihn nehmen.

Eben da sie diese Worte sprach, trat einer von den Hofseuten Margarethens herein,

herein, und brachte die wichtige Nachricht, daß Johann von Baiern bereits von dem Pabste die Erlaubniß, sein Bisthum zu verlassen, und von dem Kaiser die Belehnung über die Grafschaften Hennegau, Holland, und Seeland erhalten habe. Johann hatte nämlich gleich nach Wilhelms Tode einige seiner Vertrauten nach Kostnitz abgeschickt, wo sich damals der Kaiser Sigmund und der Pabst Martin V. befanden, um auf dem Concilium einige große Angelegenheiten der Kirche in Ordnung zu bringen. Die Abgeordneten hatten den Auftrag erhalten, dieser Sache wegen erst mit dem Kaiser, und alsdann mit dem Pabste Unterhandlungen anzufangen; denn war nur erst jener gewonnen: so konnte er versichert seyn, daß auch dieser ihm sein Gesuch ohne Widerrede bewilligen würde. Schlau wußte er den Kaiser in sein Interesse zu ziehen. Elisabeth, Wittwe des Herzoges Anrons von Brabant, und Herzogin von Luxemburg war des Kaisers Sigmunds Nichte. Der Kaiser war mit Wärme für diese Dame eingenommen. Diesen Umstand benützte Johann. Er fühle eine unwiderstehliche Reigung zu ihr, ließ er

zweites Bändch. F

ihm sagen, und wünsche nichts sehnlicher, als sich mit ihr zu verbinden. Würde sich der Kaiser entschließen, ihm dieselbe zur Ehe zu geben, und ihn in Beziehung auf diese Heirath mit den Graffschaften Hennegau, Holland, Seeland, und der Herrschaft Friesland zu belehnen: so würde dadurch für die Fortpflanzung des Glanzes der kaiserlichen Familie gesorgt, und sein eigenes Glück ohne Grenzen seyn. Wilhelm habe keinen männlichen Erben hinterlassen; die Graffschaften seien diesem Umstande zu Folge ohnehin dem Kaiser und Reiche heimgefallen; es stehe demselben frei, sie zu vergeben, an wen er wolle.

Durch diese schlauen Vorstellungen machte Johann seine eigene Angelegenheit zur Sache des Kaisers. Sigmund fühlte ohnehin noch einen alten Gröhl gegen den Grafen Wilhelm VI. der sich auch auf dessen Tochter Jakob a erstreckte. Er wünschte zugleich selbst, seiner Nichte eine gute Partie zu verschaffen. Johann fand daher mit seinem Gesuche bald ohne viele Mühe ein geneigtes Gehör. Der Kaiser versprach, ihm dieselbe zur Ehe zu geben, und belehnte ihn am 13ten März 1418 mit den Graffschaften

Hennegau, Holland, Seeland, und der Herrschaft Friesland. So mußte *Jakoba* ohne ihre Schuld die Folgen der Abneigung empfinden, welche der Kaiser gegen ihren Vater gehabt hatte. Indessen hatten die Abgeordneten, so bald sie die Bereitwilligkeit des Kaisers, ihrem Herrn seine Nichte zur Ehe zu geben, erkannt hatten, auch mit dem Papste Unterhandlungen angefangen. Da dieser sah, daß *Sigmund* selbst einen so warmen Antheil an dieser Sache nehme: machte er auch keine Schwierigkeiten, und ertheilte ihm die Erlaubniß, die bischöfliche Würde niederzulegen. Die Abgeordneten traten ihm hierauf das Bisthum Lüttich feierlich ab.

Mit dem äußersten Befremden vernahmen *Margaretha* und der Herzog von Burgund diese ungünstige Wendung der Sache, welche ihnen nun auf einmal die Gräfschaften Hennegau, Holland, Seeland und die Herrschaft Friesland für ewige Zeiten zu entreißen drohte. Auf der Stelle brachte dieselbe in ihnen den ernstlichen Entschluß hervor, die Vermählung der Gräfin *Jakoba* mit dem Herzoge *Johann* von Brabant so viel als möglich zu beschleunigen.

Es ist keine Zeit zu verlieren, sagte Margaretha zu ihrer Tochter; Ihr müßet dem Herzoge Euere Hand geben. Ihr wisset, in welcher gefährlichen Lage unsere Sache stehen. Der Herzog Johaun wird alle Kräfte aufbieten, wird Freunde finden, die ihm beistehen, wird sich mit Gewalt in die Graffschaften eindringen, und Euch Euer Eigenthum ohne allen Zweifel entreißen. Wie wollt ihr ihm widerstehen ohne fremde Unterstützung? Und wo wollt Ihr diese in hinlänglichem Grade finden, wenn Ihr Euch nicht mit einem angesehenen Fürsten verbindet? Wie läßt sich von einem andern eine thätige und standhafte Hülfe erwarten, wenn nicht Euere Sache zugleich die Seinige ist? Kurz, Ihr seht wohl, es kann nicht anders seyn; es ist kein anders Mittel übrig; Ihr müßet den Herzog von Brabant heirathen.

So bin ich dann dazu bestimmet, lebenslänglich unglücklich zu werden? erwiederte Jakobä. Gott! warum mußte ich geboren werden! Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie jammerte, heulte, rang die Hände, that Vorstellungen über Vorstellungen, bat, weigerte sich; — nichts frucht-

tete; Ihre Mutter war taub gegen alle Gründe. Nicht die Ueberzeugung von der Unbilligkeit eines solchen Zwanges, nicht der Gedanke an das unaussprechliche Elend, in welches sie ihre Tochter lebenslänglich stürzen würde, fand bei ihr einen Eingang. Sie kannte kein Mitleid; nur der Ehrgeiz und der Eigennutz beherrschten ihr Herz. Weil ihre Tochter mit dem Herzoge von Brabant zu nahe verwandt war, als daß nach den Gesetzen der Römischen Kirche eine eheliche Verbindung zwischen beiden hätte zu Stande kommen können: hatte sich Margaretha bereits an den Pabst Martin V. gewandt, und durch kräftige Vorstellungen bewirkt, daß er die Dispensation zu dieser Heirath erteilte. Kein Rettungsmittel war also für die unglückliche Gräfin Jakobä mehr übrig; sie mußte ein trauriges Opfer eitler ehrgeiziger Hoffnungen werden. Ohne Barmherzigkeit schleppte man sie im Haag zu dem Altare hin, und vermählte sie im Jahre 1418 mit dem Herzoge.

Raum hatte Johann von Baiern, der sich bald darauf mit Elisabeth, des Kaisers Nichte vermählte, von demselben die Be-

Lehnung über die gedachten Graffschaften erhalten; als er sogleich den Titel eines Grafen von Hennegau, Holland und Seeland annahm, und thätig bemüht war, sich diese Länder zu unterwerfen. Um sich die Gunst der Städte zu erwerben, ertheilte er denselben ansehnliche Freiheiten. Dennoch blieben die meisten ihrer rechtmäßigen Gräfin *Jakoba* getreu. Diese hatte nun einmal ihr Vater zur Erbin erklärt; die Stände hatten sich gegen ihn durch einen Eid verbindlich gemacht, sie als die rechtmäßige Nachfolgerin zu erkennen.

Als *Johann* sah, daß er die Gräfin *Jakoba* und ihren Gemahl durch Worte und Forderungen zur Abtretung ihrer Länder nicht bewegen, noch die meisten Städte und übrigen Stände durch Gunstbezeugungen und andere Mittel zur Unterwürfigkeit bereden konnte: so schritt er zur Gewalt. In Holland waren damals zwei Partheien bekant, wovon sich eine jede schon seit langer Zeit vereinigt hatte, um ein ihrem Wunsche anpassendes politisches System gegen alle anders denkenden durchzusetzen. Besonders hatten sie sich bisher allemal in Streitigkeiten über die Erbfolge,

die eine für diesen, die andere für jenen streitenden Theil erkläret, hatten die Person, oder Sache, für die sie eingenommen gewesen, mit großem Eifer vertheidiget, und in dem Lande von Zeit zu Zeit große Unruhen erregt und unterhalten. Man nannte sie die Partheien der Kabbelauer und der Hoeken. Auch Johann von Baiern hatte das Glück, in einer dieser beiden Partheien einen mächtigen Anhang zu finden. Die Kabbelauer schlossen sich an ihn, und unterstützten seine Ansprüche sehr thätig. Zur See und zu Land zogen sie nun mit vereinigten Kräften herum, bemächtigten sich verschiedener Dörfer, welche es mit den Hoeken hielten, plünderten in denselben, die sich ihnen nicht gleich unterwerfen wollten, und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert.

Jetzt greifet auch Johann, Herzog von Brabant zu den Waffen, und zieht den Feinden entgegen. Dortrecht war bekanntlich eine von denjenigen Städten, welche sich gleich zuerst für Johann von Baiern erklärt, und ihm noch immer mit Enthusiasmus anhieng. Vor diese Stadt rückte der Herzog mit einer beträchtlichen Macht hin, und fieng an, sie

zu belagern. Aber die Einwohner und die Garnison vertheidigten sich mit so großer Tapferkeit, und seine Feinde wurden ihm auch von außen her so gefährlich, daß er sich genöthiget sah, die Belagerung aufzuheben. Im Gegentheile gieng Johann von Baiern auf Rotterdam los, und brachte diese Stadt in kurzer Zeit in seine Gewalt. Einen so glüklichen Erfolg hatten beinahe alle seine Unternehmungen. Wohin er sich wandte, da unterwarf sich ihm alles. Sichtbar behauptete er die Oberhand über seine Gegner.

Der Herzog von Brabant hatte sich während dieses ganzen Krieges nicht so heldenmüthig betragen, als man es von einem Fürsten erwarten konnte, welcher für die Erhaltung seines Eigenthumes focht. Er mußte es am Ende noch für ein Glück halten, daß sich Philipp, Herzog von Burgund zum Mittler erbot. Dieser brachte es dahin, daß am 13ten Februar 1419 ein Vergleich zwischen beiden zu Stande kam. In demselben mußten es sich Jakob und ihr Gemahl gefallen lassen, daß Johann von Baiern einen großen Theil ihrer Länder behielt. Dortrecht nebst der Amtmannschaft und Reichgrafschaft

von Südholland, Gorinchem und 'das Land  
 Urkel, die Stadt Leerdam und das ganze  
 dazu gehdrige Gebiet, die Länder Schoonen-  
 woerd und Hagestein nebst der Stadt Rotter-  
 dam mußten sie ihm einräumen. Der Sieger  
 versprach zwar, sie von dem Herzoge Joha-  
 nu von Brabant und desselben Gemahlin Ja-  
 ko-  
 ba zu Lehen zu nehmen; bedung sich aber zugleich,  
 daß der erstere im Falle, wenn seine Gattin  
 ohne Kinder mit Tod abgienge, alsogleich  
 alle ihre Graffschaften ihm abtreten sollte.

Doch mit allen diesen großen Vortheilen  
 war Johann von Baiern noch nicht zufried-  
 den. Sein Glück und die Unbehülfslichkeit  
 Johannes von Brabant machten ihm  
 Muth, nach noch mehr Ländern zu streben.  
 Er bricht den Vertrag, und greifet neuerdings  
 zu den Waffen. Mit Ungestüm dringet er in  
 denjenigen Theil des holländischen Gebietes  
 ein, welchen der Friedensvertrag der Gräfin  
 Ja-  
 koba und ihrem Gemahle ohne allen  
 Streit übrig gelassen hatte. Er belagert  
 Leyden, und bringet diese Stadt in kurzer  
 Zeit in seine Gewalt; rücket hierauf nach Ger-  
 truydenburg an, und nimmt auch diese Stadt  
 ein; endlich machet er sogar Niene, auf

Brabant loszugehen, und in des Herzoges eigenen Ländern Eroberungen zu machen.

Diese sind also die gepriesenen Vortheile, rief Jakob a unter vielen Seufzern, die mir meine Mutter von einer Verbindung mit dem Herzoge von Brabant so zuversichtlich versprach? Diese ist die kräftige Unterstützung, die ihrem Vorgeben nach nur von ihm allein zu erwarten war? Dieser ist also der glänzende Erfolg so großer Hoffnungen, daß ich nun einen großen Theil meiner Länder für immer verlor? Wem habe ich nun diesen empfindlichen Verlust, wem diese meine schimpfliche Erniedrigung zuzuschreiben, als meinem Gemahle? Seiner Unthätigkeit? Seiner Ungeschicklichkeit? — Ha! fuhr sie mit einem bitteren Lächeln fort; warum kommt denn nicht Johann von Baiern, und nimmt auch noch den übrigen Theil meiner Länder zu sich? Mein Gemahl ist ja geschmeidig; er weiß zu leben; er wird sich ein Vergnügen machen, ihm einen Dienst zu erweisen! — O, ich unglückliche Gräfin! wie tief bin ich herabgesunken. Hätte ich wohl ohne ihn, hätte ich in der Verbindung mit einem andern, oder in gar keiner Verbindung unglücklicher werden

können, als ich jetzt bin? — Und ihn, ihn sollte ich noch länger an meiner Seite sehen? Ihn noch länger als meinen Gemahl erkennen? Alle meine Ruhe, alles mein Glück aufopfern, und mein ganzes Leben ohne Freude, ohne Trost in Unzufriedenheit und Elend verseufzen? Unmöglich! Ich muß meiner Qual ein Ende machen!

Jakoba gieng schon seit geraumer Zeit mit dem Vorschlage um, sich von ihrem Gemahle scheiden zu lassen. Seit ihrer Vermählung mit ihm hatte sie keine vergnügte Stunde gehabt. Sie und ihr Gemahl schienen schlechterdings nicht für einander geschaffen zu seyn. Ihre Temperamente, ihre Neigungen, ihr ganzer Charakter waren gerade einander entgegengesetzt. Sie war eine junge, schöne, frische Dame, von einem starken, gesunden Körper, voll Bluts und Lebhaftigkeit. Mit einem äußerst muntern Temperamente begabt, liebte sie Fröhlichkeit und Scherz. Hätte diese Frau in der Gesellschaft eines Mannes glücklich seyn sollen: ihr aufgeweckter Geist hätte einen Gatten erfordert, der ihr in allen diesen Stücken das Gleichgewicht hätte halten können. Allein an ihm

zeigte sich von allen diesen Eigenschaften beinahe gerade das Gegentheil. Ein Mann von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, schläfrig, träge, zwar ein Liebhaber der Ergötlichkeiten, besonders der Jagd; aber alles nur in Beziehung auf sich selbst, ohne alle Rücksicht auf Beförderung des Vergnügens seiner Gattin, kalt, und ohne Theilnahme an ihrem Wohl, gleichgültig bei den auffallendsten Dingen, auch da, wo sonst die Empfindung des gefühllosesten Menschen erwachet: wie konnte dieser einer jungen feuerigen Dame im geringsten angenehm seyn? Diese Ungleichheit der Charaktere hatte ihr schon vor der Trauung eine unwiderstehliche Abneigung vor ihm eingefloßet. Jetzt da sie mit ihm vermählet war, und ihn täglich vor Augen hatte, wuchs dieselbe mit jedem Tage. Sie besaß einen männlichen Geist, gab sich ungeachtet ihres Hanges zur Munterkeit gern mit ernsthaften Dingen ab, war beherzt, entschlossen, thätig, bewies viel Verstand, viel Beurtheilungskraft, und eine vorzügliche Geschicklichkeit in Staatsgeschäften. Er bekümmerte sich beinahe um nichts, als um seine Ergötlichkeiten, vertraute die wichtigsten Geschäfte

ungetreuen, oder unfähigen Menschen an, war unthätig, unentschlossen, zaghaft, in seinem ganzen Betragen ein Weib. Sie war voll Gegenwart des Geistes, behende in Rathschlüssen, schnell in Erfindung passender Mittel zum Zwecke, scharfsinnig in Unterscheidung des Zweckmäßigen von Unnützen, des Wahren vom Falschen; er ein Herr von sehr eingeschränkten Begriffen, von bloßem Verstande, langsam, wenn es darauf ankam, Kleinigkeiten aufzufassen, oder aus der Vergleichung mehrerer Umstände einen Schluß zu ziehen, verlegen, wenn verwickelte Fälle schnelle Maaßregeln nöthig machten, unbehülflich in allem, unfähig zu regieren.

Mit einem solchen Manne brachte Jakob ihre Tage nicht nur ohne alle Freude, ohne alle Zufriedenheit hin; der Umgang mit ihm, und der Gedanke, beständig an ihn gefesselt zu seyn, war für sie eine unerträgliche Marter. Bei allen diesen schlechten Eigenschaften, die allein schon im Stande waren, ihr einen Ekel vor ihm einzulösen, machte er sich auch noch durch Eigensinn und durch ein hartes Betragen gegen sie verhaßt. Gern hätte sie ihre traurige Lage wenigst in

ihrem Vaterlande zugebracht; der Anblick so vieler Gegenstände und Menschen, an die sie gewöhnt war, wäre eben darum ein Labsal für sie in ihrem unglücklichen Zustande gewesen. Aber Johann entriß ihr auch dieses Vergnügen. Sie erklärte ihm ausdrücklich, daß sie beständig in Holland zu bleiben verlan- ge; sie bat ihn, ihr diesen Trost zu gönnen. Aber keine Erklärung, keine Bitte fruchtete; sie mußte ihm nach Brabant folgen, und dort ohne Freunde, ohne Theilnahme an ihrem Schicksale, ohne Bekannte in trauriger Ein- samkeit gleichsam wie eine Staatsgefängene leben. Ja, ihr Gemahl war so grausam, daß er sie nöthigte, ihre Kammerfräulein, die sie aus Holland mitgebracht hatte, zu ent- lassen, und an die Stelle derselben brabantische Fräulein in ihren Dienst zu nehmen.

Doch das Maaß der Beleidigungen, die ihr Gemahl ihr zufügte, war noch nicht voll; er häufte dasselbe durch eine noch weit größere. Johann, der Mann von so vielen Gebre- chen und Untugenden, der es sich für ein Glück hätte schätzen dürfen, im Besitze ei- ner so vortreflichen Gattin zu seyn, er der sonst so träge, schläfrige, unbehülfliche Mann

ward ihr untreu, und gab ihr gerechte Ursache zur Eifersucht.

An seinem Hofe lebte damals die Tochter eines brabantischen Edelmannes, Wilhelms von Asche; jung, wohlgewachsen, schön, mit eben so vorzüglichen Gaben des Geistes, als des Körpers gezieret; von der Natur bestimmt, zur Liebe zu reizen. Johaun sah sie und ward gerührt. Ihre vortrefliche Gestalt, ihr schwellender Busen, ihr schmachten-der Blick, ihr ganzes Wesen weckten den Funken der Liebe in ihm. Er wiederholte seine Besuche, nahm von ihr wieder Besuch an, ergriff jede Gelegenheit, wo er sie sehen und sprechen konnte, glaubte ohne sie nicht leben zu können, war munter, so oft er sich in ihrer Gesellschaft befand, wurde traurig, so oft er von ihr schied, entdeckte ihr endlich seine Liebe, und fand Gehör. Vielleicht hatte sie, wie dieses an Höfen öfters der Fall ist, die Erhöhung ihrer Familie zum Zwecke. Seit dieser Zeit achtete der Herzog seine Gemahlin gar nicht mehr; lebte nur für sein Fräulein, und stand mit ihr auf dem vertraulichsten Fuße. Mit Bestürzung bemerkte Jakob, daß er ihr von Tag zu Tag kälter be-

gegnete, bis sie endlich das traurige Geheimniß vollkommen entdeckte. Anfänglich schwieg sie dazu, und verschloß ihren Gram in sich selbst. Endlich suchte sie ihn durch vernünftige, sanfte Vorstellungen und durch ein gefälliges Betragen von seiner Lebensart abzubringen. Doch alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Von gütlichen Vorstellungen kam es zu heftigen Säntereien, von diesen zum offenbaren gegenseitigen Haß. Sie machte ihm bittere Vorwürfe; er antwortete in eben so bitterm Ausdrücken, und setzte ihr zum Troste seine Lebensart fort. Hatte er sich anfänglich gleichgültig gegen sie betragen: so schien es jetzt sein Vorsatz zu seyn, sie zu beleidigen. Gleich als hätte er seine Freude daran, sie zu fränken, handelte er ihr in allen Stücken entgegen. Bei jeder Gelegenheit gab er ihr seine Abneigung und Verachtung zu erkennen.

Ihr Mißvergnügen hatte jetzt den höchsten Grad erreicht. Länger konnte sie in dieser unglücklichen Lage nicht mehr ausharren. Im Drange der Verzweiflung verfiel sie auf verschiedene heftige Maaßregeln. Tage und Nächte lang sann sie unruhig nach, wie sie ihres verhassten Gemahles loswerden könnte,

könnte, faste bald diesen, bald jenen Ausschlag, und verwarf am Ende einen jeden.

Als man eines Tages bei Hofe das Zeichen zur Tafel gab, und alles bereits dabei erschienen war, fand sich Jakob a nicht ein. Einige von den Hofleuten begaben sich sogleich in ihr Zimmer, um sie zur Tafel zu rufen; allein sie befand sich auch dort nicht. Dieses erweckte Aufsehen. Man forschte nun in der ganzen Burg nach ihr, suchte sie zu wiederholten malen; vergebens; sie war nirgend zu finden. Sogleich verbreitete sich eine allgemeine Unruhe in der Burg. Sie ist nicht da, hieß es, sie ist entflohen. Sie konnte die Last ihres Unglückes nicht mehr ertragen; sagten andere im Eillen unter einander, und ist nun demselben durch eine Flucht entgangen. Oder hat sie sich vielleicht aus Verzweiflung selbst das Leben genommen, ohne daß man noch zur Zeit weiß, wo und auf welche Art? Einige, welche das Betragen des Herzoges gegen sie, und seine dermalige Vertraulichkeit mit dem Fräulein von Asche wohl kannten, fielen wohl gar auf den Gedanken, Johann selbst habe seine Gemahlin aus dem Wege geräumt,

um seiner Leidenschaft freier nachhängen zu können. So verfiel der eine bald auf diese, bald auf jene Meinung, und keiner wußte im Grunde etwas zuverlässiges.

Während daß alles am Hofe zu Brabant in Zweifel und Verlegenheit über ihren Aufenthalt und über ihr Schicksal war: kam Jakob zu Valenciennes in Hennegau bei ihrer Mutter an. Schon lange hatte sie derselben ihr Elend schriftlich geklagt. Diese hatte sich auch eifrig bemüht, in ihren Antworten den Schmerz ihrer Tochter zu lindern, und sie zur Geduld zu verweisen. Allein was können Trostgründe und Ermahnungen nützen, wenn es die lebenslängliche Ruhe gilt, und gerechte Ursachen zum Mißvergnügen vorhanden sind? Johanns Betragen ward mit jedem Tage unerträglicher, das Leiden seiner Gemahlin mit jedem Tage größer. Jetzt bestand sie schlechterdings darauf, von ihrem Gatten beständig getrennet zu bleiben.

Jakob. Ich kann mit ihm nicht mehr leben; es ist unmöglich.

Margaretha. Hat auch Euer Gemahl sich vergangen; vergebet ihm, meine

Tochter; er ist Mensch; vergebet der menschlichen Schwachheit.

Jakoba. Vergeben? — Ja vergeben will ich es ihm. Aber kann ich mein Herz zwingen, daß es ihn liebe? Ihn, der gar keine Eigenschaft besitzt, die mir ihn werth machen könnte? Ihn, der mir so viel Leid zufügte, den hartherzigen, den ungetreuen?

Margaretha. Er wird seine Fehler einsehen, und sie ablegen. Ich werde ihm zureden, ich werde nicht ruhen bis er es thut. Gewiß er wird sich bessern; er wird Euch begegnen, wie es einem Gatten gezeimet; wird Euch lieben —

Jakoba. Nimmermehr! — Und gesetzt, er änderte sein Betragen, kann ich ihn deswegen lieben?

Margaretha. Aber was würde die Welt dazu sagen, wenn Ihr die Treue öffentlich brechet, die Ihr ihm am Altar geschworen habt?

Jakoba. Die Welt wird Mitleid haben mit einer Unglücklichen; sie wird bedauern, daß dieselbe bisher so viel Leiden erduldet, und ihren Entschluß billigen,

Margaretha. Wie? wird Euch die Welt nicht eines Leichtsinnes, eines Muthwillens, eines Hanges zu Ausschweifungen beschuldigen? Ist das keine Schande für Euch und für uns alle? Auf solche Artorget Ihr für die Ehre Eurer Familie? Kurz; aus Eurer Ehescheidung wird nichts; Ihr müßet wieder zu Eurem Gemahle zurückgehen.

Margaretha setzte ihrer Tochter ungesachtet aller Gegenvorstellungen, Bitten, Thränen und Seufzer so lange, und mit einer so heftigen Bewegung zu, daß sie endlich, wiewohl gezwungen, und nicht ohne offenbare Zeichen des Widerwillens versprach, auf eine Ehescheidung nicht weiter zu dringen, sondern nach Bouchain zu gehen, und dort ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen.

Wirklich verweilte Jakob nur noch wenige Tage zu Valenciennes, und trat hierauf, nachdem sie von ihrer Mutter Abschied genommen hatte, die Reise an. Margaretha konnte sich vor Freude über diese glückliche Bekehrung kaum fassen; denn ihr lag der Wunsch, die Grafschaften ihrer Tochter an das burgundische Haus zu bringen, noch immer am Herzen. Weil dieses ihre wichtig-



ste Angelegenheit war: so schickte sie noch kurz vor der Abreise derselben einen Eilboten an den Herzog von Brabant mit der Nachricht, daß *Jakob* bereits reisefertig sei, und nächstens zu *Bouchain* eintreffen werde.

Dem Herzoge, obwohl er wenig Neigung zu ihr fühlte, war doch ihr Entschluß in seinen damaligen Umständen willkommen; denn er befand sich eben seiner eigenen Länder wegen sehr im Gedränge. Die Unthätigkeit, welche er während der gewalthätigen Unternehmungen *Johanns* von Baiern gezeigt, und die Leichtigkeit, womit jener die Länder seiner Gemahlin erobert, hatte einen tiefen Eindruck auf die brabantischen Stände gemacht. Als sie aber sahen, daß *Johann*, muthig gemacht durch die Schläfrigkeit des Herzoges, nun wohl gar seine Absicht auf Brabant selbst richtete, und selbiges dadurch der Gefahr der Verwüstungen ausgesetzt wurde: so erwachte auf einmal eine beynabe allgemeine Unzufriedenheit über den Herzog, welche von Tage zu Tage überhand nahm. Ueberdrüssig! der schlechten Regierung eines so schläfrigen Herrn giengen die brabantischen Landstände bereits damit um, sich selbst einen andern

Herrn zu geben. Ja, es kam schon so weit, daß sie seinen Bruder Philipp, Grafen von St. Pol beriefen, um ihm die Regierung zu übertragen. In dieser kritischen Lage schien es ihm ein Glück zu seyn, wenn Jakob nicht länger auf einer gänzlichen Trennung von ihm beharrte. Nicht ohne Grund befürchtete er, sie möchte im entgegengesetzten Falle mächtige Freunde finden, diese möchten sich mit seinen neuen Gegnern in Brabant vereinigen, und ihm einen bösen Streich spielen. Er wollte dadurch nicht gern in neue verdrießliche Handel verwickelt werden.

Voll Freude vernahm daher der Herzog ihren Entschluß. Derselbe befreite ihn von seiner Sorge. Er hatte genau die Stunde berechnet, an welcher sie zu Bouchain würde eintreffen können. Er zählte bereits alle Minuten, und alle Augenblicke glaubte er, jetzt würde sie ankommen. Auch ihre Mutter erwartete mit Ungeduld alle Stunden eine Nachricht von der glücklichen Ankunft ihrer Tochter. Der Zeit nach, da sie aus Valenciennes abgereiset war, hätte sie bereits in Bouchain eintreffen können; und noch war sie nicht da. Betroffen fragte man sich: Wo bleibt sie so

lange? Wann wird sie kommen? Es wird ihr doch kein Unfall begegnet seyn? Man wartete, harrte, hoffte — vergebens! Jakob a täuschte alle Erwartungen ihres Gemahles und ihrer Mutter.

Schon seit geraumer Zeit hatte Jakob a mit dem Könige Heinrich V. von Engelland einen Briefwechsel unterhalten, der ihre traurige Lage betraf. Der König hatte ihr gerathen, nach Engelland herüber zu gehen, und ihr Hoffnung gemacht, daß sie von diesem Orte aus die päpstliche Genehmigung zur Trennung ihrer Ehe, und die Erlaubniß zu einer neuen Heirath leicht erhalten würde. Heinrich, der es aus alter Eifersucht gegen Frankreich ungern sah, daß einst ihre beträchtlichen Graffschaften an das mit dieser Krone so nahe verwandte burgundische Haus kommen sollten, unternahm diesen Schritt aus politischen Gründen. Seine Absicht war, seinen zweiten Bruder Humphred, Herzog von Gloucester mit ihr zu vermählen, und dadurch den künftigen Rückfall der Graffschaften an das Haus Burgund zu vereiteln. Seit dieser Zeit hatte Jakob a keine Ruhe mehr. Ihr Verlangen, nach Engelland zu gehen, und

dort eine Ehescheidung zu Stand zu bringen, ward immer heftiger. Mit Ungeduld lauerte sie auf eine Gelegenheit, eine Reise nach diesem Königreiche vornehmen zu können.

Als sie sich zu Valenciennes bey ihrer Mutter befand: wurde sie mit einem Hennegauischen Edelmann, Herrn d'Escailon näher bekant. Dieser Herr kannte die bedauerenswürdige Lage der Gräfin, kannte ihren brennenden Wunsch, für immer ihres Gemahles los zu werden; er fühlte aufrichtig Mitleid mit ihr, und faßte edelmüthig den Entschluß, ihr nach seinen Kräften mit Rath und That beizustehen. Ein längerer Umgang mit ihm, seine warme Theilnahme an ihrem Schicksale, die zärtliche Sorgfalt für sie, die er durchgehends blicken ließ, verschafften ihm bald ihr ganzes Vertrauen. Sie entdeckte ihm ihren Wunsch; er ertheilte ihr seinen Rath, und gab ihr die Mittel an die Hand, denselben in Erfüllung zu bringen. Zu ihrem größten Glück war er selbst gut englisch gesinnet. Sie wurden einig, daß sie sich bei ihrer Mutter anstellen sollte, sie gedенke nach Bouchain zu gehen, und dort für beständig ihren Auf-

enthalt zu nehmen; und daß sie hierauf Bouchain in aller Stille verlassen, und nach Engelland abgehen wolle. Jakob a vollzog diesen Entwurf, und begab sich an diesen Ort. Der Verabredung zu Folge kam bald darauf der Herr d' Eskailon mit ungefähr 60 Mann, und brachte sie im Frühjahr 1421 unter dieser Bedeckung in zweenen Tagen nach Calais, wo sie sich sogleich in ein Schiff setzte, und nach Engelland hinüberfuhr.

Der König Heinrich V. nahm die Gräfin mit Freuden auf; mit noch größern Entzücken der Herzog von Glocester. Er fand in ihr gerade diejenige Person, die sein Herz wünschte. Ihre schöne Gestalt, ihr vortreflicher Wuchs, ihre Artigkeit, ihre Klugheit, alles machte auf ihn den vortheilhaftesten Eindruck. Beständig in Gesellschaft und engerer Verbindung mit dieser liebenswürdigen Dame zu seyn, war seitdem sein heißester Wunsch. So oft es je der Wohlstand erlaubte, war Humphred um sie. Jedes Wort, welches sie sprach, jeder Blick, jede Gebährde von ihr hatte bei ihm einen besondern Werth; in ihrer Gesellschaft war er ganz Ohr und ganz Auge; nur in dieser allein

fühlte er Seligkeit; kurz, er war von ihren Reizen bezaubert. Auch die Aufmerksamkeit der übrigen Großen am Hofe, und aller derjenigen Personen, denen das Vergnügen zu Theil ward, mit ihr öfter umzugehen, zog sie bald auf sich. Die Erzählung, von ihren beiden unglücklichen Ehen, und von ihren bisherigen Leiden rührte. Ihre vortreflichen Eigenschaften, ihre Schönheit, ihr lebhaftes Wesen, ihr Verstand erweckten Bewunderung und Wohlwollen. Man war gern in ihrer Gesellschaft, hörte sie gern ihre Schicksale erzählen, gönnte und wünschte ihr ein bessers Glück. Jakob a war trunken von Wonne über die Hochachtung und Liebe, die sie hier genoß; doch dieses Wonnegefühl ward weit übertroffen von der Süßigkeit eines noch größern Glückes in der Verbindung mit Humphred.

Aber leider erhoben sich Schwierigkeiten, welche diese schöne Hofnung zu vereiteln drohten. Jakob a hatte es jetzt mit mehreren Gegnern zugleich anzunehmen, die ihren Plan zu zerstören suchten. Margaretha und der Herzog von Burgund erschrocken über ihren Schritt, als sie davon Nachricht erhielt-

ten, und suchten aus allen Kräften das Gelingen ihres Vorhabens zu hindern; denn das burgundische Haus würde dadurch einige Vortheile verloren haben, welche es von der Fortdauer ihrer Ehe mit Johann von Brabant hoffte. Aus einem ähnlichen Grunde, und um nicht des künftigen Besitzes ihrer übrigen Länder, nach denen er strebte, verlustig zu werden, schickte auch Johann von Baiern sogleich Gesandte nach Engelland, um dort das Besuch der Gräfin Jakobä zu hintertreiben. Die größte Schwierigkeit aber lag in der Natur der Sache selbst.

Johann von Brabant und Limburg, der Gemahl der Gräfin Jakobä lebte noch, und eine Verbindung mit einem andern Gemahle noch beym Leben des erstern, war der herrschenden Sitte entgegen. Ein Pabst konnte hier freilich das Beste thun; nach der Kirchenverfassung konnte er ihre Ehe mit dem Herzoge von Brabant als ungültig trennen, und ihr die Erlaubniß zu einer neuen Heirath ertheilen. Allein von Martin V. durfte man dieses nicht erwarten. Er hatte ihre Ehe mit Johann von Brabant für rechtmäßig

sig erkläret, und selbst dazu die Dispensation  
 ertheilet. Zum Glücke war jetzt die christli-  
 che Welt mit dreien Päbsten zugleich versehen,  
 deren jeder sich den rechtmäßigen nannte.  
 Da Martin, den der größte Theil dafür  
 hielt, nicht zu bewegen war, daß er eine  
 Ehescheidung durch seinen Ausspruch genehmig-  
 te: wandte sich der englische Hof an den  
 Pabst Benedikt XIII., der sich damals am  
 Hofe in Spanien aufhielt. Dieser war unter  
 jenen dreien, welche von verschiedenen Par-  
 theien der Kardinäle in der Uneinigkeit waren  
 erwählet worden, der ehrgeizigste und harts-  
 näckigste. Da alle übrigen schon geneigt wa-  
 ren, den Titel eines Pabstes abzulegen, und  
 die Entscheidung, wer der rechtmäßige sey,  
 der allgemeinen Kirchenversammlung zu Kost-  
 nitz zu überlassen: war er allein derjenige,  
 der am längsten die Rechtmäßigkeit seiner  
 Wahl behauptete, und nicht weichen wollte.  
 Weil er sich zu Rom nicht erhalten konnte:  
 war er nach Spanien gegangen, wo ihm der Kö-  
 nig seinen Schutz gab. Dessen ungeachtet hatte  
 er am wenigsten Ansehen. Aber eben darum  
 war ihm jede Gelegenheit willkommen, bei  
 welcher er sein Ansehen geltend machen, und

sich als Pabst zeigen konnte. Von ihm hoffte daher der englische Hof zuversichtlich, daß er seinem Gesuche willfahren würde, und erreichte auch seine Absicht. Feierlich erklärte Benedikt die Ehe der Gräfin Jakobä mit dem Herzoge von Brabant und Limburg für ungültig und getrennet, und erteilte ihr die Erlaubniß, einen neuen Gemahl zu nehmen. Sie vermählte sich also im Jahre 1422 mit Humphred.

Nichts brachte eine stärkere Bewegung in den Gemüthern aller derjenigen hervor, welche diese Angelegenheit interessirte, als diese Heirath. Johann von Baiern, welcher heimlich auch nach den übrigen Besitzungen der Gräfin Jakobä strebte, sah mit Widerwillen seinen Wunsch vereitelt. Margaretha war erbittert über einen Schritt, welcher ihren ganzen Plan zernichtete, und dem Hause Burgund die Länder ihrer Tochter entriß. Der Herzog Philipp von Burgund, Johannes Sohn, welcher in diesem Punkte das System seines Vaters beibehielt, der am 10ten September 1419 auf Anstiften des Dauphin Karls aus Frankreich gleichsam zur Wiedervergeltung des an den Herzog von

Orleans begangenen Mordes gleichfalls war ermordet worden, griesgrammte über diese Ereigniß, und war entschlossen, diese Lage der Sache bei der nächsten guten Gelegenheit, wenn es nöthig wäre, auch mit Gewalt zu ändern. Johann, Herzog von Brabant und Limburg, Jakobens voriger Gemahl, schrieb über ihre neue Vermählung, als über eine neue Ungerechtigkeit, und berief sich auf die Rechtmäßigkeit seiner eignen Verbindung mit ihr, welche sie aus eigener Macht nicht rechtsbeständig habe trennen können. Der Pabst Martin V. ärgerte sich, daß Humphred und Jakoba mit Verachtung seines ehemaligen Ausspruches und Ansehens einen so verwegenen Schritt gethan hatten, und nannte diese neue Ehe ungültig. Kurz, alles war über Jakoba höchst aufgebracht.

In dieser kritischen Lage gieng Jakoba mit ihrem neuen Gemahle, dem Herzoge von Gloucester in November 1423 selbst in ihre Länder ab, um von denselben Besitz zu nehmen, und alle Gefahr, die ihr zu drohen schien, in ihrer Gegenwart desto leichter abwenden zu können. Humphred hatte es durch viele

Vorstellungen dahin gebracht, daß ihm das Parlament ein mäßiges Heer zur Vertheidigung der Länder seine Gemahlin bewilligte. Mit diesem zog er in denselben ein. Alle Städte unterworfen sich ihm ohne Widerrede, und leisteten ihm die Huldigung. Nur Halle weigerte sich; dieser Ort war dem Herzoge von Brabant ergeben.

Als der Herzog Philipp von Burgund sah, daß alles wider sein Erwarten den Herzog von Glocester begünstigte, beschloß er, ihn mit Krieg zu überziehen, und die Länder, auf die er eine Absicht hatte, ihm und seiner Gemahlin mit gewaffneter Hand abzudrängen. Ohne Zögerung ließ er ein Aufgebot an alle seine Leute ergehen, brachte ein ansehnliches Heer auf die Beine, und stieß dasselbe zu den Truppen des Herzoges Johann von Brabant. Das Betragen der Gräfin Jakobä gegen denselben gab ihm dazu einen scheinbaren Vorwand. Die Beleidigung, sagte er in seinem Aufgebote, die sie ihrem vorigen Gemahle, seinem Vetter zugesügt habe, fodere Rache. Sie habe ihn treulos verlassen, und empfindlich beschimpfet. Er könne nicht zugeben, daß eine solche abscheu-

liche Verletzung der Ehre eines angesehenen Fürsten angestrakt bleibe. Er ziehe wider sie und ihren dormaligen so genannten Gemahl zu Feld, um jenem für eine so empörende That Genugthuung zu verschaffen.

In eben diesem Manifeste beschuldigte Philipp den Herzog von Glocester, er habe gegen den gemachten Vertrag die gegenwärtige Streitigkeit mit dem Herzoge von Brabant in Betreff der Rechtmäßigkeit seiner Ehe dem Ausspruche des Papstes nicht überlassen wollen. Johann hatte nämlich, weil er sich durch ihre Ehe in seinem Rechte auf die Gemahlin verkürzt sah, einen großen Lärmen dagegen erhoben, und sich auf einen Ausspruch des Papstes, als einzigen Richter in dieser Sache berufen. Humphred fand diese Beschuldigung unbillig. Er schickte ihm aus Bergen ein Schreiben vom 12ten Jänner 1424 zu, und läugnete, daß er irgend einem Vertrage mit Johann entgegen gehandelt habe. Nicht er, sagte er, sondern nur Johann habe versprochen, den Ausspruch des Papstes zu erkennen. Philipp antwortete ihm wieder, und strafte ihn Lügen. Zugleich foderte er ihn zu einem Zweikampfe heraus, und

versprach, seine Beschuldigung darin zu behaupten. Humphred nahm die Herausforderung an, und bestimmte den 23sten April zum Gefechte.

Wie sehr ward Jakobä betroffen, als sie die schreckliche Nachricht erhielt, daß ihr Gemahl mit dem Herzoge von Burgund sich schlagen wolle! Die Gräfin liebte ihn zärtlich; sie fühlte sich glücklich in seinem Besitze; sie zitterte für sein theueres Leben. Aber zum Glücke war ihr Kummer überflüssig. Humphreds Bruder, der Herzog von Bedford hatte sich ins Mittel geschlagen, und war von beiden als Schiedrichter erkannt worden. Dieser erklärte, beide hätten keine hinlängliche Ursache zu einem Zweikampfe gegeben. Diese unnatürliche Rechtsprobe unterblieb daher; aber die Gemüther der beiden Fürsten blieben doch noch immer gegen einander gespannt.

Die englischen Truppen, welche Humphred mit sich gebracht hatte, und die Treue der meisten Städte und Edelleute, die ihm und seiner Gemahlin ergeben waren, hatten indessen so viel gewirkt, daß der Herzog von Brabant mit seiner Macht keinen Vorsprung gewann. In der Folge kam gar ein Still-

stand der Waffen zwischen beiden zu Stand; und schon schöpften einige die süße Hoffnung, derselbe dürfte der Vorbote eines vollkommenen Friedens seyn. Humphred selbst schien jetzt weniger Gefahr zu befürchten. Er benützte diese Gelegenheit, und beschloß eine Reise nach Engelland. Wichtige Veränderungen, die sich während seiner Abwesenheit in diesem Königreiche ereignet hatten, innere Unruhe und Zerrüttungen machten diese Reise für ihn nothwendig.

Jakoba. Ihr wollt mich also verlassen, Herzog?

Humphred. Nur auf eine kurze Zeit rufen mich dringende Angelegenheiten in mein Vaterland.

Jakoba. Ich liebe Euch so feurig; ich fühle mich so unaussprechlich glücklich in dem Umgange mit Euch; und Ihr wollt mich verlassen?

Humphred. Wie gesagt; die gegenwärtigen Umstände in Engelland gestatten schlechterdings nicht; daß ich länger abwesend bleibe.

Jakoba. Seit meiner Verbindung mit Euch genoss ich das beseeligende Glück, das

sich aus dem Umgange mit Euch auf mich ergießet, nie ganz rein. Immer unterbrochen es andere Umstände, die Anschläge meiner Verwandten, ihre Untreue, die Schwierigkeiten, welche Johann von Brabant erhoben, Unfälle des Krieges, die Furcht vor Gefahr, und hundert andere Dinge streuten immer Vermuth auf die süsse Bonne meiner Tage. Nun scheinen diese Widerwärtigkeiten zu verschwinden; allmählich öffnen sich unheilere Aussichten der Ruhe; und nun, da ich das Glück einer vergünstigten Ehe mit Euch in seiner ganzen Vollkommenheit genießen könnte, trennet Ihr Euch von mir; überlasset mich der Traurigkeit und dem Kummer.

Humphred. Wie gesagt, — nur die dringendste Nothwendigkeit konnte mich zur Abreise bestimmen.

Sakob a. Weh mir! Wie wird es mir während Eurer Abwesenheit ergehen?

Humphred. Gut! Erwäget nur die gegenwärtigen Umstände. Der Herzog von Brabant hat einen Waffenstillstand gemacht; Philipp selbst scheint sich nach dem Frieden zu sehnen. Was kann Euch in diesen Umständen widriges begegnen?

Jakoba. Vielleicht daß unsere Feinde die Gelegenheit Eurer Entfernung benützen. —

Humphred. Nimmermehr!

Jakoba. Vielleicht, daß sie mich unterdrücken; daß sie grausam genug sind —

Humphred. Quälet Euch doch nicht mit so marternden Gedanken. Sie sind eitle Hirngespinnste; Produkte einer überspannten Einbildungskraft.

Jakoba. Vielleicht, daß ich Euch nie wieder sehe! — — Ach, Gott!

Humphred. Seyd ohne Sorge! In kurzer Zeit umarmen wir uns wieder.

Jakoba. Ja, wenn das gewiß wäre!

Humphred. Gewiß. Lebt indessen wohl; — recht wohl! —

Er drückte sie fest an seinen Busen, drückte ihr ein Paar feueriger Küsse auf die Lippe, und — machte sich mit hastigen Schritten weg. — Mit innigster Behmuth schied sie von ihrem geliebten Gemahle.

Einsam und betrübt saß sie jetzt zu Bergen, wo er sie zurückgelassen hatte. Oft sah die Mitternacht ihre Thränen; oft hörte dieselbe ihre Seufzer, die sie aus der beklemmten Brust tief heraufholte. Mitten unter den

traurigen Vorstellungen, womit sie sich quälte, stieg aber doch auch zuweilen in ihr der süße Gedanke auf, daß sie ihn bald wieder sehen, und in seinen Umarmungen alsdann einer ununterbrochenen Wonne genießen werde. Dieser Gedanke goß wieder Balsam in ihr verwundetes Herz.

Plötzlich ward sie in diesem süßen Traume gestört. Kaum hatte sich der Herzog von Glocester aus Hennegau entfernt: so brachen die Brabanter den Stillstand, drangen mit großer Uebermacht in diejenigen Dörter ein, welche der Gräfin Jakobä ergeben waren, und nöthigten mehrere Städte, sich für den Herzog Johann zu erklären. Der Herzog Philipp von Burgund stand unvermuthet mit einem zahlreichen Heere vor den Thoren der Stadt Bergen, und foderte trotzig, man sollte ihm die Gräfin ohne Widerrede also gleich ausliefern. Die Einwohner von Bergen hatten dem Herzoge von Glocester unter einem Eide versprochen, seine Gemahlin zu schützen, und, wenn es die Nothwendigkeit erfordern sollte, Gut und Blut für sie hinzugeben. Sie weigerten sich, dem Herzoge von Burgund die Gräfin auszuliefern. Aber

Philippp drohte der Stadt mit einer harten Belagerung, wofern sie nicht auf der Stelle sein Verlangen erfüllen würden. Er werde, sagte er, mit Feuer und Schwert wider sie wüthen, werde alles zerstören, und keines Menschen schonen, wenn sie die Auslieferung der Gräfin länger verweigerten.

Diese fürchterliche Drohung, und der Anblick seines mächtigen Heeres vor den Thoren der Stadt setzte alles in Schrecken und Angst. Philipp hatte die Stadt überraschet. In der Verwirrung verzweifelten die Einwohner, eine Belagerung aushalten zu können. Ihre Furcht vergrößerte die Gefahr. Ihr Vermögen, ihr Leben auf das Spiel zu setzen, dazu wollten sie sich schlechterdings nicht entschließen. Schon versammelten sich die Obrigkeiten der Stadt, und hielten Rath, ob es nicht besser sei, die Gräfin dem Herzoge zu übergeben, als sich und die ganze Stadt den fürchterlichen Folgen einer gewaltsamen Eroberung auszusetzen. Schon foderte alles mit Ungestüm, daß man das Verlangen des Herzoges erfüllen sollte.

Man setze sich jetzt in Jakobs Lage, und urtheile, was in ihrem Innern vorgienge.

Den Schrecken und die Angst, in der sie schwebte, während daß der Herzog die Stadt einschloß, ist nicht zu beschreiben. Alle Augenblicke glaubte sie, er rücke schon als Sieger zum Thore herein, er dringe schon mit entblößtem Schwerte in ihren Pallast, und führe sie mit Gewalt fort. Plötzlich schrie sie oft auf, als wäre er schon da, und stürzte geschwind an einen Winkel hin, um sich zu verbergen. Als sie aber hierauf die Wankelmüthigkeit der Einwohner von Bergen sah, und endlich gar erfuhr, daß der Rath dieser Angelegenheit wegen versammelt, und eben im Begriffe sei, sie ihrem Gegner auszuliefern: da fiel sie plötzlich, wie vom Donner getroffen, zu Boden, und gab eine geraume Zeit kein Zeichen des Lebens von sich. Als sie sich nach und nach erholt hatte: blieb sie noch lange sprachlos. Die Stärke ihres Leidens bezahm ihr alle Sprache und Kraft. Nur Seufzer und Schluchzen waren hörbar. Es fiel so schwer auf sie, als wollte es ihr das Herz abstoßen. Endlich ergriff sie die Feder, und schrieb an ihren geliebten Gemahl, den Herzog von Gloucester folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr und Vater!

Ist Euch je an dem Schicksale Euerer unglücklichen Gemahlin etwas gelegen: so eilet hieher, so viel Ihr könnet, und rettet mich. Ich stehe am Rande des Verderbens, indem ich Euch dieses schreibe. Die Brabanter brachen den Stillstand, und setzten die Feindseligkeiten wieder fort; der Herzog Philipp rückte mit einem zahlreichen Heere gegen Bergen an, hält nun schon seit einiger Zeit die Stadt eingeschlossen, und fodert unabbringlich, daß man mich ihm ausliefere. Die treulosen Einwohner der Stadt, die sich unter einem Eide verbanden, mich mit Aufopferung ihres Blutes zu schützen, sind nicht mehr geneigt, ihre Zusage zu erfüllen; sie fürchten eine Belagerung der Stadt, und suchen sie zu vermeiden. Wirklich ist eben, da ich dieses schreibe, der Rath versammelt, und berathschlaget sich über diesen Punkt. O Gott! was wird aus mir werden? Ich bin verloren, wosfern Ihr nicht eilig mich rettet. So tief mußte ich also ins Elend herabsinken, daß ich als Gefan-

gene in die Hände meines ärgsten Feindes gerathe, daß ich für immer von meinem geliebtesten Gemahle getrennet, in der unglücklichsten Lage schmachte, und daß vielleicht mein Leben oder Tod von der Willkühr des Tyrannes von Burgund abhängt! Also ist sie erfüllet die traurige Weissagung, die ich mir und Euch bei Euerer Abreise machte? Ist sie angekommen, die unglückliche Stunde, die ich mit so vieler Bangigkeit ahndete? Die Stunde meines Verderbens! Bei allen, was Euch werth und heilig ist, beschwöre ich Euch, Herzog, entreißet mich dem grausamen Tyran; eilet hieher, und rettet mich. Gegeben in der falschen und verrätherischen Stadt Bergen &c.

Euere

unglückliche Gemahlin

Jakoba von Hennegau,

Nachschrift. Ein Donnerschlag auf den andern, wovon immer einer mich tiefer zu Boden schlägt, als der andere! So eben meldet mir einer meiner Hofleute, daß das vornehmste Werkzeug meines gegenwärtigen

Unglückes — Ich zittere bei dem Gedanken daran — meine Mutter selbst ist. Er hat das Geheimniß zuverlässig erfahren. Gleich nach Euerer Abreise von Hennegau schlossen sie und der Herzog Philipp von Burgund einen geheimen Vertrag. Nach denselben sollte der Herzog Johann von Brabant in Besitze von Hennegau bleiben; die Rechtmäßigkeit meiner Ehe mit Euch sollte der Entscheidung des Papstes überlassen seyn, und Philipp sollte mich so lange in Verwahrung behalten, bis dieser päpstliche Ausspruch erfolgt seyn würde. — Gott! ist es möglich daß meine Mutter so handeln konnte? Habe ich das um sie verdient?

Um eben diese Zeit schrieb Jakob a noch einen andern Brief an einen Freund in Engelland. Derselbe hatte ihr Unglück beherzigt, und ihr gerathen, nach Engelland hinüber zu kommen. Er wußte nämlich zur Zeit, als er schrieb, noch nicht, daß sie in solche Umstände versetzt wurde, welche eine Abreise unmöglich machten.

„Wäre es mir, so schrieb sie ihm zurück, zur Zeit, als mein Gemahl nach Engelland abgieng, gegönnet gewesen, mit ihm zu reis-

fen: welche glückliche Person wäre ich! Aber jetzt sind leider mit aller meiner Ruhe auch alle meine Hoffnungen dahin. Erschrecket nicht, wenn ich sage, daß ich auf dem Punkte stehe, in Gefangenschaft zu kommen, und für immer getrennet von meinem theuern Gatten, im Elende zu schmachten. Euer freundschaftlicher Antrag, daß ich nach Engelland gehen sollte, kömmt leider zu spät. Ich stehe bereits am Rande des Verderbens. Die mein- eidigen Einwohner der Stadt Bergen sind geneigt, mich dem Herzoge von Burgund auszuliefern. Seine Armee, welche die Stadt allenthalben einschließet, verbietet mir, die Flucht zu ergreifen. Ich Unglückliche! Ich werde den Herzog von Gloucester wohl nie wieder sehen. Saget ihm dieses; wofern er nicht eilig kömmt, und mich aus den Händen meiner Feinde erlöset: so werde ich ihn nie wieder sehen, — ihn, den innigst geliebten —“

Indessen war das Volk zu Bergen, welches die gräulichen Folgen einer Eroberung der Stadt befürchtete, schwärmerisch fortgefahren, auf die Auslieferung der Gräfin Jakob a zu dringen, und der Rath hatte theils um das

Volk nicht gegen sich aufzubringen, theils weil er selbst der Gefahr los zu seyn wünschte, beschloffen, daß man dem Ansuchen des Herzoges willfahren wolle. Der Schluß ward sogleich mit größter Eilfertigkeit zur Vollziehung gebracht. Am 13ten Brachmonats 1424 führte man sie zu den Thoren der Stadt hinaus, wo sie der Herzog Philipp in Empfangnahm. Seine Truppen zogen hierauf von Bergen ab; er aber ließ die Gräfin unter einer starken Bedeckung nach Gent bringen, und hielt sie dort in enger Verwahrung.

Beinahe den ganzen Weg hindurch war sich Jakob a vor Schrecken und Bestürzung ihrer selbst nicht bewußt, und sprach kein Wort. Als sie aber wieder zu sich selbst kam, und sich zu Gent in Gefangenschaft, fern von allen Bekannten, Freunden und Rathgebern, hilflos und sich selbst überlassen sah: da fieng sie an, untröstlich zu jammern, die Hände zu ringen, und weinte sich seitdem ihre Augen wund. Den gefühllosesten würde ihr Anblick gerühret haben, so bedauernswürdig war ihr Zustand. Philipp, der seiner gewaltthätigen Unternehmung unter dem Vorwande, dem Herzoge von Brabant für die von

seiner Gemahlin erlittene Beleidigung Genugthuung zu verschaffen, so lange den Schein der Gerechtigkeit zu geben gesucht hatte, konnte nun doch seine wahre Absicht nicht mehr verbergen. Er ließ der Gräfin Jakobas Gnade für ihre Vergehungen anbieten, wenn sie ihm ihre Länder abtreten würde. Aber in diesem Augenblicke erwachte in ihr das Gefühl ihrer eigenen Würde, und jener edle Stolz, womit erhabene Seelen niedrigen Despoten ihre Nichtswürdigkeit zu erkennen geben, und wies den Antrag mit Verachtung von sich. Sie mußte also in der Gefangenschaft bleiben, und ward von Philipps Leuten strenge bewachet.

In ihrer Gefangenschaft hatte sie indessen den Trost, den nicht jeder Bedrängte im Unglücke hat, daß einige edle Männer ihr Schicksal zu Herzen nahmen, und ihren bedauernswürdigen Zustand durch ihre Gesellschaft ihr zu erleichtern suchten. Dietrich von Merwode, Arnold Spiering, und Arnold von Alburg besuchten sie oft, und trösteten sie in ihrem Leiden. Mit wahrer Theilnahme kamen sie in allen Stücken ihren Wünschen zuvor, ertheilten ihr für manchen

Fall ihren aufrichtigen Rath, und suchten ihre bittern Tage ihr angenehmer zu machen. Nach und nach wurden ihre Besuche immer häufiger. Dieses würde vielleicht Aufsehen gemacht haben; wäre man nicht derselben allmählig gewohnt geworden. Gleichwie gemeinlich die Länge der Zeit auch den genauesten Dienstfeier und das größte Mißtrauen sicherer und sorgloser machet: so geschah es auch hier, daß ihre Wächter allmählig nachlässiger wurden, und auf sie, als auf eine ohnmächtige, hilfeloße Person, weniger Achtung gaben.

Diesen Umstand benützten Jakob und ihre Freunde. Als man sich eines Tages in ihr Zimmer begab, und um sie umsehen wollte: war sie nicht mehr zugegen. Der Schrecken der Wachen, und der Lärm in dem ganzen Gebäude war außerordentlich. Bald entwickelte es sich, daß sie durch die Flucht in Mannskleidern entkommen sei. Arnold Spiering, und Arnold von Malburg hatten ihr heimlich Mannskleider in den Ort ihrer Gefangenschaft gebracht; in diesen war sie mit denselben herausgegangen, ohne daß es die Wachen bemerkt hatten. Ein Pferd war schon bereit gewesen, um sie geschwind weiter

zu bringen. Sie bestieg dasselbe, und jagte in vollem Gallop nach Antwerpen. Dietrich von Merwede begleitete sie. Zu Antwerpen legte sie die Mannskleider wieder ab, und gieng in Frauenkleidern nach Woudrichem, wo sie am dritten Tage ankam. Von diesem Orte begab sie sich in Begleitung Johanes von Blane, eines Edelmannes, der ihr sehr zugethan war, nach Denderwater, Schoonhoven und Gouda. In diesen Städten war ihr der größte Theil der Einwohner ergeben. Der Enthusiasmus des Volkes für sie ward durch die Erinnerung an ihr unglückliches Schicksal, und an die drückenden Verfolgungen, die sie unverdient ausstand, vergrößert. So bald sie sich an diesen Orten zeigte, klatschte ihr alles lauten Beifall zu. Mit Freuden erkannte man sie als rechtmäßige Gräfin. Nur das Schloß zu Schoonhoven weigerte sich, sie zu erkennen und sich ihr zu unterwerfen. Wilhelm van den Rauffster, einer von der Parthei der Rabbeljauer, die es mit dem Herzoge von Burgund hielten, vertheidigte dasselbe mit herzhafter Entschlossenheit. Aber in die Länge ward auch die standhafteste Tapferkeit ermüdet; er sah sich genöthiget,

es zu übergeben. Die Kapitulation war für die Einwohner vortheilhaft. Alle behielten ihr Leben und ihre Güter. Nur Arnold Beiling, einer der gefährlichsten Feinde der Gräfin Jakobä, wurde zum Tode verurtheilet. Man gönnte ihm noch eine Frist von einem Monate, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Nach dem Verlaufe derselben wurde er mit der bei solchen Vorfällen gewöhnlichen Feierlichkeit an einen erhabenen Ort geführt, und daselbst gerade vor dem Angesichte der Stadt lebendig begraben.

Desser ungeachtet verlor der Herzog Philipp den Muth nicht, und setzte in Verbindung mit den Kabbeljauern die Feindseligkeiten mit großem Eifer fort. Sie drangen schlechterdings auf die gänzliche Unterdrückung der Gräfin; da im Gegentheile die Parthei der Hoeken die Sache der Gräfin nach ihren Kräften vertheidigte. Diese Zwietracht brachte ganz Holland in Verwirrung und Unruhe. Beide Partheien erfüllten das Land mit Leichen und Blut. Mit Schmerzen mußte Jakobä zusehen, wie ihre Feinde immer mehr die Oberhand über sie behielten, und die

die Hoffnung, das Ihrige wieder zu erhalten, und in glücklichere Umstände zu kommen, sich immer weiter entfernte.

Am 6ten Jänner des Jahres 1425 starb Johann von Baiern, und zwar, wie man allgemein für ausgemacht hielt, eines unnatürlichen Todes. Nach einigen Nachrichten soll ihn Johann von Woerden, Herr von Bliet, nach andern Margaretha von Burgund durch Gift aus der Welt geschafft haben. In seinem letzten Willen vermachte er sein Recht auf diejenigen Bezirke von Hennegau und Holland, die er einst der Gräfin Jakobä entrißen hatte, dem Herzoge Philipp von Burgund. Sogleich nahm dieser den Titel eines Regenten und nächsten Erben dieser Länder an. Allein Johann von Brabant, der seine Ehe mit Jakobä als noch bestehend betrachtete, behauptete, wie natürlich, als Gemahl, sein Recht auf den gegenwärtigen Besitz dieser Länder; er ließ sich, als rechtmäßigen Grafen, darin huldigen, ohne der Gräfin Jakobä dabei zu gedenken. Gleich darauf ließ sich aber auch der Herzog von Burgund in eben denselben Städten, die dem Herzoge von Brabant eben gehuldiget

zweites Bändch. J

hatten, als Regenten und künftigen Erben erkennen.

Aus allen diesen Umständen erhellte deutlich genug, daß ihre Feinde den festen Schluß gemacht hatten, der Gräfin alles ihr Eigenthum zu entreißen, und nichts übrig zu lassen. Noch immer war zwar Humpfred, Herzog von Gloucester aufrichtig bemühet, diese schönen Länder sich und seiner Gemahlin zu retten. Das klägliche Schreiben derselben aus Bergen hatte ihn gerührt. Er ernannte den Herrn von Filwater zu seinem Statthalter in Holland, und schickte ihn mit einer ziemlich ansehnlichen Flotte nach dieser Gegend ab. Allein kaum hatte sich derselbe vor Zieriksee gezeigt: als die Feinde, welche schon zuvor von seiner Ankunft Nachricht erhalten, und eine vortheilhafte Stellung genommen hatten, ihn plötzlic von allen Seiten überfielen. Ungeachtet der großen Tapferkeit, womit die Engelländer unter seinem Kommando fochten, wurde doch die Flotte gänzlich geschlagen. Ein großer Theil derselben gerieth in die Hände der Feinde, die sie umringet hatten. Nur wenige Schiffe retteten sich, und kamen in Schouwen an. Dort stiegen die Engellän-

der an das Land, und vereinigten sich mit den Seeländern von der hoekischen Parthei.

Doch auch die Parthei der Gräfin *Jakoba* hatte indessen einige Vortheile erfochten. *Gaasbeek*, der Statthalter *Johann*s von Brabant, welcher mit einem beträchtlichen Heere ausgerückt war, um alle diejenigen Städte, welche der Gräfin zugethan waren, seinem Herrn zu unterwerfen, hatte *Schoonhoven* vergeblich belagert. Am 21sten Oktober 1425 war zwischen den Leuten der Gräfin und des Herzoges *Johann*es bei *Alfen* ein Treffen vorgefallen, welches für die erstern einen sehr günstigen Ausgang genommen hatte. Letztere hatten in demselben eine große Niederlage erlitten.

So schwebte jetzt *Jakoba* nach ihrer gefährlichen Flucht aus der Gefangenschaft, und nach so vielen ausgestandenen Leiden noch immer zwischen Furcht und Hoffnung. Von der letztern brach seit einiger Zeit ein erquickender Strahl für sie herein. Der Herzog *Johann* von Brabant und Limburg, der ihr bisher in Ansehung ihrer Verbindung mit dem Herzoge von *Glocester* so viele Schwierigkeiten gemacht hatte, weil er dieselbe als ungültig

erklärte, fieng nach und nach an, eine bes-  
 denkliche Veränderung in seinen Gesundheits-  
 umständen zu leiden. Schon von jeher war  
 er von etwas schwächlicher Natur gewesen.  
 Jetzt aber fieng er an, förmlich zu kränkeln.  
 Mit jedem Tage nahmen seine Kräfte mehr  
 ab; alle Umstände ließen sein nahes Ende er-  
 warten. Diese Ereigniß war für die Gräfin  
 S a k o k a ungemein wichtig. Hörte nur ein-  
 mal ihr voriger Gemahl zu leben auf, so fiel  
 dadurch auch der Grund weg, aus welchem  
 man bisher ihre Ehe mit dem Herzoge von  
 Glocester für ungültig erkläret hatte. Phi-  
 lipp hatte in diesem Falle weniger Recht,  
 ihr unter dem Vorwande, ihrem Gemahle  
 Genugthuung zu verschaffen, und ihm ihre  
 Länder zu sichern, dieselben zu entreißen.  
 Auch konnte sie sich in dem Falle, wenn  
 seine Verbindung mit ihr keinem Widerspruche  
 mehr unterworfen wäre, eine weit thätigere  
 Theilnahme und Unterstützung von ihm ver-  
 sprechen.

Eben hieng sie voll süßen Trostes diesem  
 erquickenden Gedanken nach, und hoffte von  
 den gedachten Umständen nächstens eine wohl-  
 thätige Endigung ihres Elendes und glückliche

Tage für die Zukunft: als man ihr am Anfang des Jahres 1426 ein Breve vom Pabste Martin V. einhändigte, welches ihr künftiges Schicksal in Ansehung ihrer Ehe mit Humpfred entscheiden sollte. Mit Ungeduld brach sie das Schreiben auf, und las, und fand, — daß der Pabst ihre vorige Ehe mit dem Herzoge von Brabant und Limburg für rechtmäßig erklärte, die folgende hingegen verwarf. Ein kalter Schauer verbreitete sich über ihren ganzen Körper, als sie diese schrecklichen Worte las. Doch besann sie sich bald, und beruhigte sich wieder. Johann, sagte sie, ist ja dem Grabe nahe, sein Tod wird alles wieder gut machen. — Aber jetzt las sie weiter, und — Himmel! welcher Donnerschlag! der Pabst verbot darin dem Herzoge von Glocester, sich mit der Gräfin Jakobä auch alsdann zu vermählen, wenn Johann von Brabant wirklich mit Tod abgegangen seyn würde. Ist's möglich, rief sie im Gefühle des heftigsten Unmuths aus, daß man die Herzen der Menschen so abscheulich tyrannisiren kann? Ihr nennet Euch die Statthalter Gottes, und handelt als feile Knechte der Menschen, als Sklaven des Eigennutzes, der

Habsucht, des Ehrgeizes, und fremder politischer Absichten! Ihr gebt Euch für die Wächter der Kirchengesetze aus, und zerreiſet frevelhaft alle Bande der natürlichen Gesetze, die uns Gott selbst in das Herz schrieb! Ihr wollet Beschützer jener göttlichen Religion der Liebe heißen, und habet keine andere Religion, als jene des Hasses; nennet Euch heilig, und stürzet die Menschen mit satanischer Bosheit ins äußerste Elend! Ha! die Ungeheuer!

Mächtig arbeitete es in ihrem Innern. Ihre Verzweiflung brach in die heftigsten Bewegungen aus; der Schmerz schien sie zu überwäligen. Doch das Maaß ihrer Leiden war noch nicht voll; es mußte noch mehr angehäuſet werden. Eine unglückliche Ereigniß mußte jetzt schrecklicher auf sie hinstürzen, als die andere. Sie war noch nicht tief genug niedergedrückt durch die Hartherzigkeit ihrer Mutter, durch die grausamen Verfolgungen von dem Herzoge von Burgund, durch die Intriguen ihres vorigen Gemahles Johans von Brabant, und durch den Donnerspruch des unbarmherzigen Pabstes Martins V. Dieses fehlte noch, daß auch Humphred von ihr abfiel, und ihr ungetreu wurde.

Am Hofe zu London befand sich damals eine Dame von bewundernswürdiger Schönheit, Eleonora Cobham. Mit den ausgesuchtesten Reizen des Körpers vereinigte sie die seltensten Gaben des Geistes. Sie war gesellig, lebhaft, munter, voll Witz und Vernunft, alle ihre Gebeyden begleitete eine besondere Anmuth; ihr feueriger Blick verwundete die Herzen der Männer. Humphred sah diese Dame, und ward bezaubert. Hingerissen von Bewunderung und Liebe fühlte er eine brennende Begierde, ihre Gunst zu gewinnen. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe mehr; er wiederholte seine Besuche öfter, als daß man sie nicht für die Wirkung einer stärkern Leidenschaft hätte halten sollen, er klärte ihr seine feuerige Liebe in den kräftigsten Ausdrücken, und wollte beinahe nicht mehr von ihrer Seite weichen. Sein Flehen fand bald Gehör; Eleonora schenkte ihm ihre Gunst und Vertraulichkeit. Seitdem vergaß er beinahe alles, was ihm ehe lieb und werth gewesen war; bekümmerte sich wenig mehr um seine unglückliche Gemahlin Jakobä, und lebte nur für seine Geliebte. Daß er diese bedauernswürdige Frau, an wels

cher sein Herz ehe so fest hieng, so leichtsinnig auf die Seite setzen konnte, war größtentheils seinem flatterhaften Charakter und seiner Unbeständigkeit, zum Theile aber auch selbst der gegenwärtigen Lage der Dinge in Holland und Engelland zuzuschreiben. Er sah, welche mächtige Feinde Jakob a in Holland habe, kannte die Eroberungssucht des ehrgeizigen Herzoges Philipp s von Burgund, konnte sich vorstellen, daß derselbe nicht ruhen würde, bis er die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland und die Herrschaft Friesland ganz in seine Gewalt würde gebracht haben, und fühlte sein eigenes Unvermögen, zur Eroberung oder Behauptung dieser Länder für sich und Jakob a in den gegenwärtigen Umständen eine hinlängliche Macht aufzubringen. Sein Bruder, der Herzog von Bedford, und die übrigen Großen am Hofe bemühten sich selbst sehr eifrig, ihn von dem Vorhaben, die Grafschaften zu erobern, das nur Geld und Menschen kostete, abzubringen. Denn Engelland stand damals in einem bedenklichen Verhältnisse mit der Krone Frankreich; das Parlament hatte dem Herzoge anfänglich nur sehr ungern und mit vielem Widerspruche eine

Hülfe zu seiner Unternehmung in Holland bewilliget; man wollte sich nun nicht in neue gefährliche Händel verwickeln, und durch eine Unterstützung des Herzoges von Glocester zur Eroberung minder beträchtlicher Vortheile die gegen einen wichtigern Feind nöthige Macht schwächen. Hatten der Herzog von Bedford und die übrigen Großen in dieser politischen Absicht nicht selbst die Liebe zu Eleonora Cobham in ihm angefacht: so trugen sie doch gewiß sehr vieles bei, diese Leidenschaft in ihm zu unterhalten. Humphred setzte daher seinen vertraulichen Umgang mit dieser Dame immer eifriger fort, und seine Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin Jakoba ward mit jedem Tage sichtbarer.

Jakoba erfuhr diese entsetzliche Veränderung, als eben der unselige Ausspruch des Pabstes, und die glücklichen Fortschritte des Herzoges von Burgund in seinen kriegerischen Unternehmungen ihr gänzlich Verderben verkündigten. Es war ein grausamer Zustand, in welchen jetzt die Gräfin versiel. Das hatte also noch gefehlt, rief sie im bittersten Gefühle des Schmerzes aus; daß mich auch der ver-

läßt, auf dem meine ganze Hoffnung beruhete! — Wie? Humphred in den Armen einer andern? einer niederträchtigen Buhlerin? — Humphred? der zärtlich geliebte, — dem jederzeit mein ganzes Herz offen war, — er verläßt mich, — vergift mich, — kann eine andere lieben? — Gott! Dieses habe ich um ihn verdient? — Aber warum tödtet Ihr mich dann nicht? Tyrannen! — So kommet doch, und stoßet mir den Dolch durch die Brust, damit ich einmal meines Elendes los werde! — Ha! die Tyger! Sie belustigen sich an meiner Qual; Sie behalten mich der grausamsten Marter auf, damit sie mich langsam verzehre.

Während daß Jakob a diese Höllenpein ausstand: starb ihr voriger Gemahl Johann von Brabant und Limburg. Dieses war ein entscheidender Fall. Nur auf einen ersten Entschluß des Herzoges von Glocester kam es jetzt an: so konnte die Sache auf einmal eine ganz andere Wendung nehmen. Ließe dieser sich dieselbe mit aufrichtigem Eifer angelegen seyn, so konnte er es vielleicht durch das An-

sehen des englischen Hofes und durch andere Mittel endlich dahin bringen, daß der Pabst seinen harten Ausspruch zurücknehme, und seine Ehe mit Jakob a gutheisse. Würde Humphred nur einmal als ihr rechtmäßiger Gemahl erkannt: so müßten dadurch nothwendig die Ansprüche des Herzoges von Burgund auf ihre Graffschaften aufhören, und mit denselben auch die Feindseligkeiten ein Ende nehmen. Er ist also todt, sagte Jakob a; todt! und ich könnte also noch glücklich werden? — Warum konnte er nicht früher sterben? nicht zur Zeit, da Humphred mit Lady Cobham noch nicht bekannt war? Grausames Geschick! Gerade jetzt, da mir sein Tod günstige Aussichten öffnet, wird er treulos, vergift mich, hängt sein Herz an eine feile Buhlerin, und vergift mich; — wie unglücklich bin ich! — Aber soll dann gar keine Hoffnung mehr übrig seyn? Soll dann nicht zuweilen die Erinnerung an seine Jakob a die Liebe zu ihr wieder aufwecken? Soll ihn nicht mein erbärmliches Schicksal rühren? — O wenn ihn das rührte! wenn er seine Buhlerin verliesse! wenn er wieder käme, in meine Arme stöge, für ewige Zeiten sich mit mir

vereinigte! Ewig, unzertrennlich mein Gemahl! —

Wirklich zeigte bald darauf der Erfolg, daß die arme Gräfin noch nicht ganz aus Humphreds Herzen verschwunden war. Noch in eben demselben Jahre, in welchem Johann von Brabant gestorben war, bemühte er sich aufrichtig, ihr beizustehen, und wirkte vom Parliamente einen Beitrag von 20,000 Mark für sie, damit sie dadurch fähig werde, sich desto leichter in den Besitz ihrer Länder zu setzen. Jakob a hüpfte vor Freuden empor, als sie diese Nachricht erhielt. Sie betrachtete dieselbe als ein erwünschtes Zeichen seiner Wiederkunft und beständigen Vereinigung mit ihr.

Allein ihre Hoffnung und Freude war eitel. Der Ausspruch des Pabstes, welcher ihm verbot, die Gräfin auch nach dem Tode Johannes zu heirathen, hatte einmal einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Diesen Umstand benützten sein Bruder, der Herzog von Bedford, und die Minister am Hofe, und verstärkten denselben noch mehr. Lady Cobham bot auch alle weibliche Künste auf, um ihn beständig in Fesseln zu

halten. Sie wollen mich verlassen, Herzog, sagte sie, wollen auf unsichere Eroberungen ausgehen, und um unbeträchtlicher Länder willen, die des Schweißes, den sie kosten, nicht werth sind, sich ermüdenden Strapazen, Verdrüßlichkeiten, und selbst der Lebensgefahr aussetzen? Arme Cobham! So wird dir deine zärtliche Liebe vergolten? Sind das die goldenen Tage, die ich mir in dem beständigen Umgange mit Humphred versprach? Ist dieß die Folge der unaussprechlichen Wonne, welche Humphred in dem Umgange mit mir zu empfinden mir vorspiegelte? Nein! Er hat mich nie geliebt. Er ist ein treulofer, ein falscher Liebhaber. Sein Mund sprach anders, als sein Herz. Unmöglich kann der eine wahre Neigung zu mir geföhlet haben, der sich so leichtsünnig entschließen kann, mich zu verlassen.

Die Bitten, Schmeicheleien, Liebkosungen, Thränen der Lady Cobham wirkten. Die Ermahnungen, Gründe und Vorstellungen, womit sein Bruder und die Hofleute dem Herzoge beständig in den Ohren lagen, vollendeten den Sieg über ihn. Er entsagte seinem

Vorhaben, auf die Person der Gräfin Jakobas, und auf ihre Länder ferners einen Anspruch zu machen, für immer. Seit diesem Augenblicke betrachtete er seine Ehe mit ihr, als völlig getrennet, und dachte nicht weiter an sie. Nach einiger Zeit vermählte er sich feierlich mit Eleonora Cobham.

Jakoba gerieth über diese schreckliche Nachricht beinahe in Raserei. In wilden Gebärden äußerte sich an ihr der höchste Grad von Verzweiflung. So bin ich also verloren, sagte sie endlich, nachdem sich der heftigste Sturm ihrer Leidenschaft gelegt hatte, für immer verloren! Hinabgestürzt in den Abgrund des Verderbens! Ohne alle Hoffnung der Rettung! verlassen, verstoßen von dem, für den ich mein Leben geopfert hätte! — Schrecklich! schrecklich!

Indessen hatte auch der Krieg, den ihr Anhang für sie mit dem Herzoge Philipp von Burgund führte, eine solche Gestalt gewonnen, daß niemand mehr zweifeln konnte, alles habe sich zu ihrem Untergange verschworen. Die Engländer, welche nach ihrer Niederlage bei Zieriksee, wie oben gemeldet

worden, bei Schouwen gelandet, und sich mit dem Hoeken in Seeland vereinigt hatten, belagerten Brouwershaven. Aber kaum hatte Philipp dieses erfahren, als er von Rotterdam aus mit einer großen Macht unter Segel gieng, und im Angesichte der Engelländer und Seeländer, ohne daß diese es hindern konnten, ans Land stieg. Sein fester Entschluß war Brouwershaven zu entsetzen, es möchte kosten, was es wolle. Am 13ten Jänner 1426 kam es daselbst zu einem hitzigen Treffen, wobei sie gänzlich geschlagen wurden. Eine Menge Engelländer büßten ihr Leben ein. Die Wuth, womit ihre Feinde sie verfolgten, war so groß, daß es selbst den englischen Befehlshaber Filwater nur mit genauer Noth gelang, sich durch die Flucht zu retten. Jakob belagerte mit ihren Leuten die Stadt Harlem zweimal vergebens. Die Kennemer, welche die Unzufriedenheit über den zu großen Druck der Auflagen von Philipps Parthei abgezogen hatte, und die nun der Gräfin Jakob eintrüg beistanden, richteten zwar in Holland große Verwüstungen an; konnten ihr aber im Ganzen wenig nützen. Bei Hoorn wurden sie von den Feinden angegriffen und

geschlagen. Auch bei Biringen litten die Hoefen im Jahre 1427 eine blutige Niederlage. Allenthalben war jetzt die Gräfin in ihren Waffen so unglücklich, und kam so sehr ins Gedränge, daß sie sich gendthiget sah, wieder nach Gouda zu fliehen. Aber auch hier fand sie keine Sicherheit. Philipp rückte mit einer zahlreichen Armee heran, und bestrebte sich, auch Gouda in seine Gewalt zu bringen. Seine siegenden Truppen verbreiteten überall den Schrecken vor sich her. Jeder Ort, dem sie sich näherten, ergab sich ihnen freiwillig; jede Stadt öffnete ihnen die Thore.

Hülfe los mußte nun Jakob a der Burgundischen Uebermacht unterliegen, und war gezwungen, am 3ten Julius 1428 zu Delft einen Vergleich mit Philipp einzugehen, der sie gänzlich herabwürdigte. Er gründete sich auf den geheimen Vertrag, der zwischen Margaretha und dem Herzoge von Burgund, bald nach Humphreds Abreise aus Bergen war geschlossen worden. Nebst dem, daß der Herzog sie nöthigte, ihn zum Regenten und Erben nicht nur derjenigen Bezirke, die er von Johann von Baiern geerbet hatte,

hatte, sondern auch von ganz Hennegau Holland, Seeland und Friesland zu ernennen, mußte sie ihm auch versprechen, sich ohne seine Einwilligung nie wieder zu verhehelichen. Dieses hieß eben so viel, als sich verbindlich machen, daß sie in ihrem Leben gar nicht wieder einen Gemahl nehmen wolle. Denn hätte sie auch in der Zukunft einen solchen Entschluß gefaßt, und um seine Einwilligung angesuchet: so würde er ihr dieselbe niemals ertheilet haben. Die Furcht, sie möchte unter dem mächtigen Beistande ihres Gemahles ihre Ansprüche auf ihre Länder neuerdings rege machen, hätte ihn davon zurückgehalten. Alle ihre Rechte waren ihr also jetzt geraubt; alle ihre Vorzüge entzogen. Nur ein unbeträchtlicher Theil der Regierung und Einkünfte blieb ihr vorbehalten.

Auf solche Art hatte nun Philipp seine Habsucht und seinen Ehrgeiz befriediget. Er war zum Besitze ansehnlicher Länder gelanget, wozu er nach dem damaligen Verhältnisse der Dinge kein Recht hatte. In kurzer Zeit fielen auch Brabant und Limburg in seine Hände; denn auch Philipp, der Bruder des Herzoges Johann von Brabant, der ihm in seinen Ländern nachgefolgt war, gieng sehr

zweites Bändch. A

bald ohne Erben mit Tod ab. Der Herzog von Burgund nahm daher die hinterlassenen Herzogthümer desselben als nächster Verwandter und Erbe in Besitz.

Wöge nie einem Menschen ein ähnliches Loos zu Theil werden! Wöge nie einer das fühlen, was Jakob a in diesem Zustand empfand! Ihr Jammer und Elend lassen sich nicht beschreiben. Man muß eben so unglücklich seyn, wenn man sie sich in ihrer ganzen Größe vorstellen will. — Seit diesem verhassten Zeitpunkte, der sie der Regierung entsetzte, und ihr nebst ihren Ländern und Rechten auch ihre Ruhe und alles raubte, hielt sie sich theils zu Goes in Süd-Beveland, theils im Haag in Holland auf. An diesen Dertern suchte sie durch Zerstreung ihren Gram zu verschweuchen. Sie fand dieselbe vorzüglich in Ritterspielen. Denn die Gräfin besaß bei allen ihren weiblichen Vorzügen auch einen männlichen Geist, Herzhaftigkeit, Behendigkeit in körperlichen Wendungen, Fertigkeit in verschiedenen Waffenübungen. Bei diesen Spielen legte sie manchen rühmlichen Beweis ihrer Geschicklichkeit ab. Einst schoß sie zu Goes den Vogel mit dem Bogen herab, und

erwarb sich dadurch den Beifall und die Bewunderung aller Zuseher. So groß war die Hochachtung und das Wohlwollen zu ihr, welches ihr diese Geschicklichkeit erwarb, daß man sie einmüthig zur Königin der Schützengesellschaft erklärte. Diese Auszeichnung war für sie ungemein schmeichelhaft, und machte ihr ein sehr großes Vergnügen.

Dessen ungeachtet war ihre Lage höchst bedauernswürdig. Von einem herrschsüchtigen Verwandten, von einer ehrgeizigen Mutter, welche es aus eigensinniger Politik mehr mit diesem, als mit ihrer eigenen Tochter hielt, unterdrückt, von ihrem Gemahle treulos verstoßen, ihrer Länder, ihrer Würde, ihres Ansehens und ihrer Einkünfte beraubt, hatte sie nicht einmal die Hoffnung einer bessern Zukunft in dieser Welt, diesen letzten Trost aller Unglücklichen. Kaum hatte ihr Tyrann ihr so viel übrig gelassen, daß sie ein mäßiges Auskommen hatte. An ihrer ganzen Lebensart und Verfassung war beinahe keine Spur mehr zu bemerken, daß sie ehe Gräfin von Hennegau, Holland und Seeland gewesen war. Ehe sie noch ganz unterdrückt war, hatte sie eine Menge Freunde gehabt. Die

Vornehmen von der Parthei der Hoelen hatten sie thätig mit Geld, und auf verschiedene andere Art unterstützt, vielleicht, weil sie hofften, sie werde zuletzt doch noch die Oberhand über ihren Gegner gewinnen. Aber jetzt da sie ganz in den Untergang gestürzt, und alle Hoffnung eines Aufkommens für sie verschwunden war, verschwanden auch ihre Freunde, und überließen sie ihrem eigenen Schicksale. Der gemeinen Sitte gemäß, fiengen sie an, ihrem neuen Herrn zu fröhnen. Von ihm hatten sie vieles, von ihr nichts mehr zu hoffen; vielmehr mußten sie wegen einer längern Fortdauer ihrer Anhänglichkeit an die Gräfin die Ungnade des Herzogs befürchten. Einer zog sich also nach dem andern eigennützig zurück, und bestätigte die Wahrheit, daß wahre, getreue Freundschaft besonders an Höfen und im Laufe der großen Weltbegebenheiten eine äußerst seltene Erscheinung ist. Einsam, verlassen, vergessen verlebte also *Fakoba* ihre Tage in heimlichem Gram undummer. Die Ritterspiele und andere Belustigungen konnten denselben zwar zuweilen auf einige Stunden unterbrechen; aber nie ganz aus ihrem Herzen vertilgen. Jederzeit kehrte

die stumme Melancholie in dasselbe wieder zurück.

In dieser traurigen Lage fand sich nur ein einziger, der ihr als redlicher Freund ihr Schicksal erleichterte, Frank von Borselen, Statthalter in Holland und Seeland. Er war zwar ein Mitglied der Parthei der Kabbelijauer, welche bekanntlich erklärte Gegner der Gräfin, und dem Herzoge Philipp von Burgund mit Enthusiasmus zugethan waren. Allein Frank von Borselen war zugleich ein rechtschaffener Mann; er besaß ein redliches, warmes, empfindsames Herz. Die Güte desselben siegte über die Anhänglichkeit an seine Parthei. Ueberzeugt, daß sie ein bessers Loos verdiente, fühlte er aufrichtiges Mitleid mit ihr. Mit warmer Theilnahme schloß er sich an sie an, besuchte sie oft, tröstete sie in ihrem Leiden, und suchte durch seinen beständigen Umgang mit ihr ihren Gram zu zerstreuen. In jedem vorkommenden Falle unterstützte er sie mit seinem freundschaftlichen Rathe; in allen Dingen leistete er ihr seinen uneigennütigen Beistand.

Wie sollte nicht ein so liebevolles, edles Betragen auf Jakobens eben so fühlbares

Herz einen tiefen Eindruck gemacht haben. Trunken von Wonne über das unerwartete Glück, einen wahren, redlich theilnehmenden Freund zu besitzen, vergaß sie beinahe ihr Elend. Also bin ich doch noch nicht ganz verloren? rief sie im Tummel der Freude; also fand sich doch noch eine edle Seele, die an meinem Schicksale Theil nimmt? — Sieh! Alles hat mich verlassen; alle, die sich ehe meine Freunde nannten, haben sich weggeschlichen, wie die Vögel wegfliegen, wenn das Futter verzehret ist. Nur Frank von Borselen allein nähert sich mir jetzt in meiner Einsamkeit, er, von dem ich es, als von einem Mitgliede der Gegenparthei, nie erwartet hatte; er allein besuchet mich, ist zärtlich für mich besorgt, steht mir mit seinem Rathe bei, und versüßet mir meine traurigen Tage. Wie kann ich ihm diese edelmüthige Sorgfalt vergelten? In Wahrheit! ich bin so unglücklich nicht, als ich ehe selbst glaubte; ich habe noch einen wahren Freund. O! Könnte ich diese Freundschaft eben so kräftig durch die That erwidern! Könnte ich sie ihm vergelten!

Ihre grenzenlose Dankbarkeit für das zärtliche Betragen dieses vortreflichen Freundes wirkte bald ein uneingeschränktes Wohlwollen gegen ihn. Je länger sie den angenehmen Umgang mit ihm, und das süße Glück seines thätigen Beistandes genoß, desto mehr wuchs diese Empfindung. Es war ihr nicht mehr wohl, wenn sie sich nicht stets in seiner Gesellschaft befand; sie ward munter, so oft sie ihn kommen sah, traurig, wenn er weggieng; beständig wünschte sie ihn um sich zu haben; sie glaubte ohne ihn nicht leben zu können. Unausgesetzt dachte sie an ihren Wohlthäter; mit jedem Tage ward es unruhiger in ihrem Innern; kurz, ihre Dankbarkeit und ihr Wohlwollen hatte sich in eine vollkommene Liebe verwandelt.

Auch der Statthalter fühlte in keinem geringern Grade der Stärke den Wunsch, nie wieder von ihrer Seite zu kommen. Der beständige Umgang mit ihr hatte in ihm nach und nach eine zärtliche Neigung zu ihr erwecket. Ihr uneingeschränktes Zutrauen und Wohlwollen gegen ihn, wovon jede Handlung, jedes Wort von ihr ein voller Beweis war, ihr gefälliges, einschmeichelndes Betragen, die

grenzenlose Güte ihres truglosen Herzens, die sich an jeder Miene, an jedem Blicke, an jeder Gebehrde verrieth, hatten sein Herz unzertrennlich fest an sie gefesselt. Die stille Schwermuth, die sich auf ihrem Antlitze verbreitet hatte, erhöhte noch die Reize ihrer Gesichtszüge. Diese Melancholie, welche an ihre Unglücksfälle erinnerte, und das Mitleid, welches diese Erinnerung immer lebhaft unterhielt, verstärkten in ihm die Liebe zu ihr.

Liebende verstehen sich bald, ohne daß es einer förmlichen Liebeserklärung bedarf. Schon die gemeine Sympathie edler Seelen sagt ihnen im Stillen, daß sie für einander geschaffen seien, und bringet sie einander näher. Zärtlicher Händedruck, Mienen, Blicke sprechen mehr, als Worte. Eine geraume Zeit lebten beide so miteinander in zärtlicher Eintracht. Doch alle ihre Wünsche waren dadurch noch nicht ganz befriediget. Jakob wünschte diesen Wohlthäter ganz zu besitzen, und durch eine unzertrennliche Ehe mit ihm sich zu verbinden. In den Armen eines so zärtlichen, treuen Freundes hoffte sie ihre ganze Lebenszeit hindurch glücklich zu sehn. Auch Frank von Worselen empfand eben dasselbe.

Mit heißem Verlangen wünschte er sich ihre Hand. Seinen Vorstellungen nach hieng sein ganzes künftiges Glück von ihrem Besitze ab.

Der Mann, der sich so uneigennützig und mit so vieler Wärme ihrer annahm, verdiente es, daß sie ihm ihr ganzes Herz schenkte. Die Frau, welche mannigfaltige Drangsale so tief niedergedrückt hatten, sie, welche so zärtlich liebte, verdiente es, daß sie in den Armen eines geliebten Gatten ihr voriges Glend vergesse, und für immer glücklich werde. Aber es war ein verwegnes Wagnisstück in der gegenwärtigen Lage an eine eheliche Verbindung zu denken. In dem Vertrage, welchen der Herzog Philipp von Burgund der Gräfin Jakobä abgedrungen, hatte sie sich verbindlich machen müssen, sich ohne seine, ihrer Mutter, und der holländischen Stände Bewilligung nicht zu vermählen. Wie konnte sie nun hoffen, daß sie diese erhalten würde? Ganz gewiß wird er mir seine Bewilligung nicht ertheilen, sagte sie; er wies sie mir rund abschlagen.

Statthalter. Das wird er thun; sein Interesse erfordert es. Wird er nicht

fürchten, die schönen Graffschaften, die er nur erst mit Mühe eroberte, wieder zu verlieren?

Jakob a. Ihr sprecht leider die Wahrheit. Der Tyran fürchtet sich immer. Soll ich aber darum aus Gehorsam gegen ihn noch einmal unglücklich werden? Soll ich, grausam gegen mich selbst, auf eine Verbindung Verzicht thun, nach welcher mein ganzes Herz sich sehnet? Ist's noch nicht genug, daß er mir alles nahm, meine Länder, mein Ansehen, meine Einkünfte? Muß er mir auch noch mein letztes Vergnügen, meinen letzten Trost grausam versagen?

Statthalter. Es ist traurig, sehr traurig! Aber leider haben wir nichts anders zu erwarten. Glaubet mir gewiß, er wird uns die Erlaubniß zur Heirath nie ertheilen.

Jakob a. Aber welchen Schaden kann ihm dann unsere Verbindung bringen? Wir machen ihm keinen Anspruch mehr auf seine Länder; wir gönnen ihm seinen Raub; nur Ruhe verlangen wir, Ruhe!

Statthalter. Darauf wird er keine Rücksicht nehmen; er wird es nicht glauben. Wie kann sich ein Eroberungs-

süchtiger von Genügsamkeit einen Begriff machen?

Jakoba. Also auch diese Hoffnung vernichtet! Auch diese Wonne, die letzte meines Lebens unmöglich gemacht! Unglückliche Jakoba!

Die Gräfin versiel in eine tiefe Schwermuth, und nichts war im Stande, sie zu trösten. Nichts konnte in ihr das heftige Verlangen, sich durch das Band der Ehe für immer mit ihm zu vereinigen, vertilgen. So oft sprach sie mit Eifer davon, und so dringend redete sie dem Statthatter zu, daß er endlich in ihren Vorschlag, dieses Vorhaben ohne alle Erlaubniß des Herzoges heimlich zu bewerkstelligen, einwilligte. Freilich war mit einem solchen Schritte eine große Gefahr verbunden. Würde der Herzog von Burgund das geringste von ihrer heimlichen Ehe erfahren, so stand ihnen nichts anders, als die schwereste Verfolgung bevor. Es war voraus zu sehen, daß er die Gräfin als eine Vundbrüchige behandeln, und um sich den Besitz der ihr geraubten Länder zu sichern, die härtesten Maaßregeln ergreifen würde. Aber wann hat je die Leidenschaft Vernunftgründen

Gehbr gegeben? Jakob a liebte den Statthalter feuerig. Sie sah auf nichts, als auf ihre Liebe, fühlte nichts, als ihr künftiges Glück, und setzte sich über jede Bedenklichkeit weg. Er wird sie nicht erfahren, unsere Verbindung, sagte sie; wir werden wohl Maaßregeln treffen, daß sie geheim bleibe; in der größten Stille wollen wir diese Handlung vornehmen, keinem Menschen das Geheimniß entdecken, und ewig glückliche Tage leben. Dann mag er seinen Raub behalten; mag sich glücklich damit schätzen! Wir beneiden ihn nicht; wir besitzen ein schätzbarers Gut, unsere gegenseitige Liebe.

Frank von Vorselen, welcher sie eben so feurig liebte, konnte ihrem dringenden Zureden nicht widerstehen. In aller Stille begaben sie sich im Julius des Jahres 1433 im Haag in eine Kapelle zu einer Zeit, wo niemand zugegen war, und ließen sich dort durch einen vertrauten Priester trauen. So hatte nun Jakob a den vierten Gemahl; und ob sie wohl mit dem vierten glücklicher wurde?

In der That lebten beide in Ruhe und unaussprechlichem Vergnügen mit einander.

Das Glück, welches die Gräfin nach so vielen Leiden in dieser Verbindung genoß, konnte ihrer Empfindung nach, nicht übertroffen werden. Viele, welche selbige zuvor kannten, und mit Bedauern den Gram und Kummer an ihrem Antlitze bemerkt hatten, wunderten sich nun, daß sie jetzt Heiterkeit und Ruhe aus ihrem Gesichte lasen, und konnten diese schnelle Veränderung nicht begreifen. Noch nie hatte man sie so vergnügt, so munter gesehen. Eben so viel unaussprechliche Bönne genoß Frank von Worselen in ihren Armen. Niemand wußte von ihrer Verbindung; ruhig konnten beide in die Welt sehen; keine Furcht, daß ihr Glück möchte gestört werden, trübten ihre heitern Tage.

Sind wir nicht glückliche Menschen? sagte Jakob; glücklich durch die schönste Harmonie unserer Herzen? glücklich im gegenseitigen Besitze, in unserer unzertrennlichen Verbindung? — Wer hätte glauben sollen, daß mir noch so viel Seligkeit auf dieser Welt sollte zu Theil werden? —

Eben da sie diese Worte sprach, traten plötzlich bewaffnete Leute ins Zimmer, näherten sich dem Statthalter, und erklärten, daß

er ihr Gefängner sei. Vergeblich fragt dieser um die Ursache dieser sonderbaren Verfügung; vergeblich heulet J a k o b a, ringet die Hände, wirft sich den Soldaten zu Füßen; sie bemächtigen sich seiner, und schleppen ihn fort.

Dieser Vorfall erregte ein allgemeines Erstaunen. Betroffen fragte einer den andern, was diese unvermuthete Ereigniß zu bedeuten habe? Niemand konnte die Ursache dieser Gefangennehmung errathen. Aber wer kann das Elend treffend genug schildern, in welches die Gräfin durch diese unerwartete, schreckliche Begebenheit sich versenket sah? Den Anblick ihres Jammers auszuhalten, war kein menschliches Auge im Stande. — Auch sie konnte schlechterdings nicht begreifen, wodurch der Statthalter eine solche Behandlung verdienet haben sollte. Hat er den Herzog beleidiget? sagte sie zu sich selbst; hat er sich vielleicht in eine Verschwörung wider ihn eingelassen? oder hat er sonst ein Verbrechen begangen? Unmöglich! Frank von Borselen ist ein rechtschaffener Mann; nie hat er sich durch eine unerlaubte That entehret; er ist unschuldig. Schon wollte sie zu dem Herzoge

hinstürzen, wollte ihren Geliebten zu retten suchen, wollte um Gnade, um Gerechtigkeit flehen; er ist unschuldig, wollte sie sagen; er sitzt schuldlos in der Gefangenschaft; — Aber Himmel! was thue ich? rief sie dann plötzlicly wieder; gehe ich zum Herzoge, bitte, beschwöre ich ihn, den Stathalter loszulassen, so verrathe ich meine Liebe zu ihm; ich mache ihn und mich unglücklich; ewig bleiben wir alsdann vielleicht getrennet!

Mitten in dieser marternden Verlegenheit trat einer ihrer Vertrauten hastig zu ihr ins Zimmer, als hätte er ihr äußerst wichtige Dinge zu melden. Aber der Muth verließ ihn; er stockte, und konnte kein Wort hervorbringen. — Redet nur! sagte Jakob a; Ihr habt vermuthlich eine unglückliche Nachricht. Aber redet nur; ich bin nun schon so vertraut mit dem Unglücke, durch beständiges Leiden schon so gefühllos geworden, daß mich nichts mehr erschüttern kann. Redet! Ihr könnt mir kein größers Unglück verkündigen, als ich bereits empfinde. — Ihr seyd verrathen, rief er endlich nach einer Pause; es ist um Euch geschehen. Ihr habt Euch heimlich mit Frank von Borselen vermählet;

der Herzog hat es erfahren; er raset vor Zorn; feierlich hat er erklärt, der Statthalter habe für diese That nichts geringers, als den Tod zu erwarten. — Wir sind also verrathen? schrie Jakob in der heftigsten Verzweiflung; verrathen? Wie ist das möglich, bei der großen Verschwiegenheit, die wir beobachteten? Welche niederträchtige Seele konnte uns dieses Geheimniß ablauschen? — Wie? was sagtet Ihr, daß der Statthalter zu erwarten habe? den Tod? den Tod? deswegen weil er Mensch war? weil er Mitleid mit mir hatte? weil er mich liebte, sich mit mir verband? — Unmöglich! — Er betrachtet ihn als einen Staatsverbrecher, erwiderte der Hofling, als einen Rebellen, welcher Euch verführte, den Vergleich, den Ihr mit ihm eingienget, zu brechen.

Wirklich verhielt sich die Sache so. Niederträchtige Menschen (wie es dann in der Welt immer solche Leute giebt, denen um eitler Vortheile willen Rechtschaffenheit und Billigkeit feil ist) hatten ihre Verbindung mit dem Statthalter erfahren, und dem Herzoge, um sich bei demselben einzuschmeicheln,  
 Nach-

Nachricht davon ertheilet. Der Herzog erstaunte, als er diese Neuigkeit erfuhr, die er gar nicht vermüthet hatte. Er glaubte schon nichts anders, als daß sich Jakoba mit ihrem Gemahle nächstens wieder zum Oberhaupte von ganz Hennegau, Holland, Seeland und Friesland aufwerfen würde. Die Parthei der Hoeken, die es mit der Gräfin hielt, flößte ihm gerechtes Mißtrauen ein. Seine Herrschaft in diesen Ländern beruhte auf schwachen Gründen; er hatte sie durch Ungerechtigkeit an sich gerissen; desto mehr setzte ihn sein böses Gewissen in Furcht. Um allen ihm unangenehmen Folgen zuvorzukommen, ließ er den Statthalter unter einer hinlänglichen Bedeckung nach Rupelmonde in Flandern führen, und behielt ihn dort in enger Gefangenschaft.

Also war auch ihre vierte, so zärtliche Ehe unglücklich; und mußte allem Ansehen nach — ihr ganzes Herz bebte vor diesem Gedanken zurück — für immer unglücklich bleiben. — Mit fliegenden Haaren und die Hände ringend stürzte sie zu dem Herzoge hin, warf sich vor ihm auf die Erde, und bat um Befreiung ihres geliebten Gemahles.

Gerechtigkeit, rief sie, Gerechtigkeit! er ist unschuldig. Ein Verführer ist er, antwortete Philipp in einem rauhen Tone; ein Rebelle; er muß sterben. Sterben? schrie Jakob; sterben? — Den Tyrann rührten keine Thränen, kein Händeringen, kein Wechzen der Unglücklichen. Ihr habt den Vertrag gebrochen, fuhr er fort, und er hat Euch dazu verleitet. Er muß sterben. —

Jakob befand sich in Todesangst. Ihre Verzweiflung gieng über alle Vorstellung hinaus. Nach langem Heulen und Flehen ließ er sich endlich erweichen, daß er ihr die Loslassung ihres Gemahles versprach; und schloß mit ihr einen neuen Vergleich. In demselben mußte sie ihm ihr ganzes Recht auf Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, wovon sie seit dem ersten Vertrage noch einen geringen Theil übrig gehabt hatte, auf ihre ganze Lebenszeit vollkommen abtreten. Auch selbst auf den gräflichen Titel mußte sie Verzicht thun. Eigentlich war es ihm nur um diese Erwerbung zu thun gewesen. Um sie desto sicherer und geschwinder zur Abtretung ihres ganzen übrigen Eigenthumes zu zwingen, hatte er sich ab-

sichtlich angestellet, als wäre er höchst aufgebracht über die Verbindung des Statthalters mit ihr, und hatte gedrohet, daß derselbe diese vermessene Handlung mit dem Tode werde büßen müssen. Im Grunde war er nie darüber entrüstet, noch gesonnen, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Die Nachricht von dieser Heirath war ihm vielmehr erwünscht, und brachte ihm Freude, weil er sah, daß er durch dieselbe zu seinem Zwecke gelangen würde.

So verlor Jakob a alles ihr Eigenthum, und dadurch, daß sie Hennegau, Holland, Seeland und Friesland an den Herzog Philipp abtrat, kamen diese schönen Länder vom Hause Baiern, welches sie mehr als achtzig Jahre besessen hatte, durch Gewaltthätigkeit und Unrecht an das Haus Burgund. Für dieses harte Opfer erhielt sie von dem Herzoge, daß er den Statthalter Frank von Borselen aus der Gefangenschaft losließ.

Jakob a flog ihm mit offenen Armen entgegen, als er wieder in Holland erschien. Ungeachtet des großen Verlustes, den sie erlitten hatte, war ihre Freude ohne Grenzen.

Ich habe dich also wieder, rief sie in der Trunkenheit ihres Entzückens aus; und wir werden uns ewig nicht wieder trennen. Welche Wonne! welches unaussprechliche Glück!

Jakoba konnte seitdem nur sehr sparsam und kümmerlich leben. Der Herzog hatte ihr nur einen so geringen Theil von Einkünften angewiesen, daß sie kaum ein hinlängliches Auskommen zu den nöthigsten Bedürfnissen hatte. Ihr Gemahl hatte seine Stelle eines Statthalters in Holland verloren. Damit er aber doch anständiger leben könne, hatte er ihm die Grafschaft Ostervant auf Lebenszeit geschenkt. Jakoba ward hierauf von dem Herzoge zur Oberförsterin über den Harlemer Forst, und über alle Wälder in Holland ernannt. So tief sank sie herab, daß sie, die einst so ansehnliche Länder beherrschte, sich nun mit dem geringen Titel einer Oberförsterin begnügen mußte. Im folgenden Jahre übertrug Philipp dieses Amt ihrem Gemahle, und bestimmte für ihn einen Gehalt von 70 Rosenobeln, wovon er noch die Forstbedienten bezahlen mußte.

Dennoch war Jakoba vergnügt; denn sie besaß nun wieder ihren geliebten Gatten.

Bald hierauf vollzog sie ihre Heirath mit ihm öffentlich zu St. Martinsdyk auf der Insel Tholen. Sie verschrieb ihm bei dieser Gelegenheit einige ihrer Güter, welche ihr der Herzog in dem letzten Vertrage übrig gelassen hatte. Die Urkunde, die sie darüber ausstellte, ist ein Beweis ihrer warmen Liebe zu ihm. Aus besonderer Neigung, sagte sie darin, aus rechter Liebe und vollkommener Gunst, die sie vom ganzem Herzen gegen ihren sehr geliebten Gefährten und rechtmäßigen Bettgenossen, Herrn Frank von Borselen, Grafen von Oftervantage, habe sie dieses Vermächtniß gemacht. In der süßesten Harmonie lebte sie seitdem mit ihm größtentheils auf dem Schlosse Teisligen im Rheinlande, welches sie als Oberförsterin bewohnen konnte. Sie vertrieb sich zuweilen die Zeit mit Verfertigung irdener Krüge, die man noch viele Jahre nachher in den Teichen des Schlosses fand, und welche unter dem Namen von Jakobens Krügen bekannt wurden.

Aber das Vergnügen, welches dieses zärtliche Paar in dem gegenseitigen Umgange

genossen, dauerte nur eine kurze Zeit. Ihre großen, häufigen Unglücksfälle hatten eine nachtheilige Wirkung auf ihre Gesundheit gethan. Gram und Kummer zehrten nach und nach an ihrem Fleische, die Röthe ihrer Wangen wandelte sich in Blässe um; ihre Säfte vertrockneten. Sie verfiel in eine unheilbare auszehrende Krankheit, und starb an derselben im sechs und dreißigsten Jahre ihres Alters am 8ten Oktober des Jahres 1436. Ihre Leiche ward in der Hofkapelle im Haag im Grabe des Herzoges Albert von Baiern, Grafen von Holland, ihres Großvaters beigesetzt. Man errichtete ihr dort eine Bildsäule.

Sanft ruhe die Asche dieser Unglücklichen! Kein Flattergeist und kein Hartherziger gehe vorüber, ohne ihr eine Thräne zu weihen, oder in seinem Innersten zu erbeben. Sie, die ihrer Abkunft, ihres Vermögens, ihrer Vorzüge wegen einen so gerechten Anspruch auf ein glückliches, wonnevolles Leben machen konnte, bekam beinahe alle Tage ihres ganzen Lebens den Kelch der Bitterkeit zu trinken, und sank endlich so tief, so tief herab! Ein schauderhafter Beweis, wie wenig

Hoher Stand, Reichthum, Würden vor dem menschlichen Glende sichern, und wie weit ruhiger der Hirte in seiner Strohhütte lebet, den keine Eroberungssucht, kein Ehrgeiz quället, dem keine Rücksicht auf Familienruhm Zwang anthut, als mancher Fürst in seinem goldenen Pallaste, wo ihm Verdruß und Sorgen umringen, und wo ihm Intriguen, Eifersucht, Neid, Habsucht und Ehrgeiz alle Augenblicke den Untergang drohen! Auch Jakob ward als ein Opfer des Ehrgeizes, des Eigensinnes und der Vergrößerungssucht anderer in den Abgrund gestürzt. Dem hätte nicht eine verruchte Politik ihrem ersten Gemahle, dem Dauphin Johann, den sie so zärtlich liebte, unverantwortlich sein theueres Leben geraubt: Jakob würde auf dem Throne Frankreichs geglänzet, und in den Armen dieses werthen Gatten ihr ganzes Leben hindurch unaussprechliche Bonne genossen haben. Härte hierauf ihre Mutter aus eitler politischer Absicht um der Vergrößerung ihres Hauses willen sie nicht gezwungen, dem Herzoge von Brabant gegen alle ihre Neigung die Hand zu geben: so würde ihre eigenmächtige Trennung von ihm, der einzige

Schritt, der dem Herzoge von Burgund eine so erwünschte Gelegenheit gab, sie zu antersdrücken, unterblieben seyn. Sie wäre in diesem Falle nicht nach Engelland hinüber gekommen, hätte sich wahrscheinlich nie mit dem Herzoge von Gloucester vermählet, hätte nie den unaussprechlichen Schmerz über dessen treulose Trennung von ihr auszustehen gehabt, und wäre überhaupt nie in dieses namenlose Elend versunken. Zu ihrem Unglücke hatte sie ein empfindsames Herz; dieses verleitete sie zu manchem Schritte, welcher sie zu ihrem Untergange führte.

Der Herzog Philipp von Burgund, der ihr in ihren Leben so schlimm mitgespielt, schien, nachdem er sie in den Abgrund des Verderbens gestürzt, wenig nach ihrem Tode ihr Andenken zu ehren. Vielleicht suchte er dadurch die Schande seiner Grausamkeit vor den Augen der Welt zu verbergen. Als nach einiger Zeit einer von der Parthei ihrer Gegner, Dietrich von Duivenvoord die Bildsäule, die man ihr im Haag errichtet hatte, beschimpfte: zeigte sich der Herzog sehr darüber erbittert. Dietrich mußte öffentlich um Vergebung bitten, und

zur Strafe eine große Summe Geldes bezahlen.

Aber auch die übrigen, welche ihr so viel Leid zugefügt hatten, und zum Theile an ihrem Untergange Ursache gewesen waren, der Herzog Humphred von Glocester, und seine Gemahlin Eleonora Cobham hatten kein Glück. Beide stürzten in ein großes Elend, gleich als hätte für sie die Vorsehung diese Wiedervergeltung bestimmt. Lady Cobham ward im Jahre 1441 wegen Zauberei, nach den Begriffen selbiger Zeit, und wegen eines Anschlages auf das Leben des Königs Heinrichs VI. von Engelland angeklagt, und zu einer öffentlichen Kirchenbuße und lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilet. Der Herzog Humphred hatte sich durch sein Betragen bei den Großen in Engelland verhaßt gemacht, ward im Jahre 1447 in Verhaft genommen, und, damit seine Feinde etwa bei einer Aenderung der Umstände ihren Zweck nicht verfehlen möchten, in der Geschwindigkeit hingerichtet.

---

---

## Erster Aristokratenunfug

### in Frankreich.

Die merkwürdige Veränderung in Frankreich, die erste, welche schon im achten Jahrhunderte den rechtmäßigen König, Childerich III. vom Throne stürzte, und die königliche Würde mit Ausschließung aller noch vorhandenen Erben und Verwandten durch die eigenmächtige Usurpation eines unternehmenden Mannes auf ihn und seine Familie brachte, hatte in einigen Umständen ziemlich viel Ähnlichkeit mit der heutigen französischen Revolution, welche billig so viel Erstaunen erregte. Sie ward zwar nicht zunächst durch das Volk zu Stande gebracht, wie diese; sie bewirkte auch keine Revolution in der Regierungsform, keine gegenseitige Verfolgung der Volksparteien, kein Blutbad, keine Anarchie; das

Volk verhielt sich dabei leidend; Frankreich blieb eine Monarchie, wie zuvor. Aber die Umstände, welche den Sturz des Königs veranlaßten und beförderten, waren im Grunde ebendieselben. Es ist merkwürdig, daß damals gerade so, wie jüngst in Frankreich, der Luxus und die Verschwendung am Hofe, die Unthätigkeit, die Schwachheit der Könige, und ihre Unfähigkeit zu regieren, die erste Triebfeder zu einem solchen Entwurfe waren, und die Ausführung desselben erleichterten, und daß eigentlich die Großen selbst jene Umstände, wodurch das Ansehen der rechtmäßigen Könige sinken mußte, zuerst anlegten. Auch darin kam die gedachte Veränderung mit der gegenwärtigen französischen Revolution überein, daß die Gewalt der Aristokraten und Minister dadurch sank, obwohl sie dieselbe in einer ganz andern Absicht selbst vorbereitet und bewirkt hatten.

Seit dem unternehmenden, tapfern Könige Chlodwig, welcher um die Mitte des fünften Jahrhunderts zuerst mehreren Fürsten und Nationen einen beträchtlichen Theil ihrer Länder durch die Gewalt der Waffen entriß, und aus den verschiedenen Stücken seiner Erober-

rungen einen ansehnlichen Staat gebildet hatte, stand das nun sogenannte fränkische Reich lange Zeit fest und unerschüttert, von entfernten Nationen bewundert, von den Nachbarn gefürchtet. Einige seiner nächsten Nachfolger thaten zu diesen Eroberungen noch andere hinzu, und verschafften dem fränkischen Reiche seiner Größe und Macht wegen einen Ruhm, der sich bis auf unsere Zeiten erhielt. Die Könige beherrschten damals das Land nach ihren eigenen Einsichten, und durch eben dieselben Mittel, wodurch sie sich ihre Macht und ihr Ansehen erworben hatten: durch Entschlossenheit, Muth, Thätigkeit und Selbsthandeln erhielten sie sich leicht im Besitze derselben. Sie herrschten selbst, und kannten noch keine Abhängigkeit von den Großen.

Aber in einem so weitschichtigen Staate war es nicht möglich, daß ein Regent, war er auch noch so einsichtsvoll und thätig, alles allein übersehen konnte. Die Nation foderte auch dieses nicht von ihm. Man verband damals mit dem Begriffe eines Königes noch immer den Begriff eines Heerführers, und war zufrieden, wenn er das Volk gegen die Feinde anführte, und Tapferkeit und Geschick-

lichkeit im Kriegswesen zeigte. In diesen Umständen drängte sich bald der zahlreiche Adel herbei, und bekam das in seine Hände, was eigentlich gesetzgebende Gewalt und Regierung heißet. In jeden mehr oder weniger großen Bezirk des Reiches ward ein Herzog oder Graf gesetzt, welcher denselben im Namen des Königs regierte, Ruhe und Ordnung darin zu erhalten suchte, und Recht und Gerechtigkeit pflog.

Wie jetzt die Franken aus einzelnen kriegerischen Horden Bürger eines großen, angesehenen Staates geworden waren, und eben dieser engeren Verbindung wegen Landwirthschaft, Handwerke, Künste und vorzüglich der Handel immer mehr betrieben wurden, häuften sich die Bedürfnisse mit den neuen Kenntnissen, die sie von solchen Dingen erlangt hatten, und unter der Nation verbreitete sich nach und nach eine andere Lebensart. Diese Art von Kultur der Franken gieng eigentlich vom Hofe aus; trug aber noch das Gepräge der Barbarei. Sie nahm ihre Richtung bloß auf das, was einen starken Eindruck auf die äußern Sinne machet, auf Schwelgerei und Erhöhung der Pracht. In

einer solchen Verfassung, und bei einer solchen Denkungsart war es eine natürliche Folge, daß die Könige, die nun einmal ihren Ruhm und ihre Größe in den äußerlichen Schimmer setzten, einen glänzenden Hofstaat um sich her versammelten, um ihren Zweck zu erreichen. Bald sah man daher einen zahlreichen Adel den Thron umringen. Durch den Glanz, der von einem solchen Gefolge vornehmer Hofbedienten abstrahlte, dachten die Könige ihren eigenen zu erheben. Auch glaubten sie, durch Hervorziehung, durch Bereicherung des Adels, und durch Erhöhung der Macht desselben ihn unzertrennlich fest an ihr Interesse zu knüpfen, und ihre eigene Existenz und ihr Ansehen dadurch zu befestigen. Denn bei der gegenwärtigen Verfassung, da die gesetzgebende Macht größtentheils in die Hände der Eroberer gefallen war, befürchteten sie immer, das wankelmüthige Volk möchte in der Erinnerung an seine ehemaligen wichtigen Vorrechte in der Regierung geneigt werden, selbige wieder an sich zu bringen. Den Adel, dem sie Länder, Aemter und Würden verliehen, betrachteten sie daher als eine Vormauer, welche wenigst

aus Dankbarkeit, oder um fernerer Vortheile willen das königliche Ansehen schützen mußte.

Allein der Erfolg zeigte bald das Gegentheil. Die Großen, welche nun einmal Ehrgeiz und Habucht beim Besitze großer Vorrechte zum Streben nach größern entflammten, brachten es bald dahin, daß das königliche Ansehen in eben dem Maße sank, in welchem das ihrige stieg. Besonders hoben sich die obersten Hofmeister, oder sogenannten *Maiores domus* unter allen übrigen Großen mächtig empor. Diese Herren waren anfänglich nur dazu bestellet, die Aufsicht über die königlichen Maierhöfe und über die Bedienten derselben zu führen. In dem Reiche befanden sich nämlich mehr als dreihundert Maierhöfe zerstreut. Diese waren die eigenen Güter der Könige; sie zogen daraus ihre Einkünfte, und lebten davon. Eine Menge Ackerleute, Schäfer, Winzer, Bäcker, Köche und Handwerksleute aller Art, welche man königliche Ministerialen und Slaven nannte, wohnten auf diesen Maierhöfen, deren jeder ein ziemlich ansehnliches Gebiet ausmachte, und hatten bei denselben ihre bestimm-

te Berrichtung. Zu wachen, daß alle diese Leute ihre Schuldigkeit thun, die Ordnung unter ihnen zu erhalten, das Richteramt über sie und über alle zu den königlichen Maierhöfen gehörigen Bezirke auszuüben, und die Aufsicht über die königliche Schatzkammer zu haben, war das Geschäft dieser Beamten, welche unter allen übrigen am meisten in Ehren standen.

Doch in kurzer Zeit erweiterte sich der Wirkungskreis und das Ansehen der obersten Hofmeister. Gleichwie sie sich meist durch Klugheit, Muth und Thätigkeit auszeichneten, zu welchen letztern Eigenschaften sie der Ehrgeiz anspornte: so waren die Könige froh, Leute um sich zu haben, welche fähig wären, die unruhigen Großen in den Provinzen, welche Ehrgeiz und Eifersucht in beständiger Bewegung gegen einander erhielt, im Zaume zu halten. Auch überhaupt in Regierungssachen stellten sie gern die Entschlossenheit und den Ernst dieser Beamten vor sich hin, um desto leichter ihre eigene Trägheit oder Unfähigkeit hinter diesem Schilde zu verbergen. Auf solche Art gelangten jene unvermerkt zur höchsten Gewalt in Verwaltung des ganzen  
Rei-

Reiches; und machten die Könige um so mehr von sich abhängig; je nothwendiger sie denselben geworden waren.

Eine Menge von Umständen traf um diese Zeit zusammen, welche den obersten Hofmeistern überaus günstig waren, und sie auch ohne ihr Zuthun gleichsam mit Gewalt zur höchsten Stufe des Ansehens hinaufstießen. Viele Könige, denen kein anderer Vorzug als ihre Geburt ein Recht zur königlichen Würde gab, waren äußerst schwache Herren ohne Verstand, ohne Einsicht, ohne Muth und Entschlossenheit. Zu ohnmächtig, selbst zu herrschen, mußten sie die Staatsverwaltung unbedingt den obersten Hofmeistern überlassen. Andere waren noch zu jung, als sie die Regierung antraten. Ihr unmündiges Alter nöthigte sie, sich und den Staat von diesen Ministern, die beständig um sie waren, beherrschen zu lassen. Besonders viel trugen die beständigen Theilungen des Reiches unter die königlichen Prinzen, und die Streitigkeiten über die Erbfolge bei, die Majores Domus emporzuheben. Ereignete es sich, daß irgend einer aus der königlichen Familie, dem ein Theil des Reiches zugefallen war, ohne

Erben mit Tod abgieng: dann bot gemeiniglich der Major Domus, wenn mehrere Prinzen vom Geblüte Anspruch auf die Nachfolge machten, alle seine Intriguen und Kräfte auf, um irgend eine ihm angenehme Person an dessen Stelle zu setzen. Mancher von den Mitwerbern bewarb sich selbst um die Gunst und Verwendung dieser Minister, weil er wohl wußte, daß sie bei der damaligen Verfassung Geschicklichkeit und Macht genug hatten, einen großen Plan durchzusetzen. Keine Cabale, keine Bestechung, keine Gewaltthätigkeit wurde alsdann gespart, um die übrigen Mitwerber auszuschließen. So erhob im Grunde der Major Domus immer nur sich selbst, indem er einen andern auf den Thron beförderte.

In solchen Umständen war es kein Wunder, wenn der Major Domus ein entscheidendes Uebergewicht über einen König bekam, der ihm in dieser Eigenschaft seine Existenz zu danken hatte. Am deutlichsten zeigten sich diese Folgen seit dem Könige Chlotar II. Vor ihm wurden die Majores Domus, wozu man gemeiniglich Herren von guter Abkunft und großem Vermögen wählte, von den vor-

nehmsten Franken ernannt; sie hängen bisher ganz von dem Willen der Könige ab, und ihre Bürden waren nicht erblich; aber jetzt entzogen sie sich der Herrschaft der Könige, und waren seitdem mehr Vasallen, als Minister derselben. Als nach dem Tode des Königs Theodrich die unehelichen Kinder desselben Ansprüche auf seine Länder machten, verwandte sich der Major Domus Barnachar aufs eifrigste zum Besten Chlotars, daß selbige ausgeschlossen wurden. Dafür mußte er ihm aber eidlich versprechen, daß er ihn seines Amtes Zeit Lebens nicht entsetzen wolle. Eben dieser Chlotar hatte ihn auch zu dieser Würde bloß darum erhoben, weil er ihn in der Verfolgung der berühmten Brunnehild hülfreiche Hand geleistet, und ihren Untergang gewissermaßen befördert hatte. So geschah es oft, daß die Könige den Anwuchs einer übermäßigen Macht ihrer Hofbedienten begünstigten, oder sich wenigstens leidend dabei verhielten, damit auch sie aus Erkenntlichkeit zu ihren Verbrechen schwiegen, und eine schädliche Gährung des aufgebrachtten Volkes, oder der übrigen mißvergnügten Großen verhinderten.

Ehlotars Epoche war also eigentlich der Zeitpunkt, da die Gewalt der obersten Hofmeister einen festen und dauerhaften Grund erhielt. Seit dem Eide, den er seinem Minister Warnachar geleistet hatte, betrachteten sie ihre Würde als erblich. Als der austrasische Major Domus, Pipin gestorben war, führte sich sein Sohn Grimoald sogleich als sein rechtmäßiger Nachfolger auf, und unterzog sich ohne weitere Anfrage der Verwaltung des Reiches. Eingewisser Dtho versuchte es, ihm diese Würde streitig zu machen. Sogleich bediente er sich des am französischen Hofe so gewöhnlichen Mittels, ihn unschädlich zu machen: er ließ ihn durch den alemannischen Herzog Leutharis aus dem Wege räumen.

Auch dieser Umstand beförderte nicht wenig die ehrgeizigen Absichten dieser Minister, und ihr gewaltiges Uebergewicht im Staate, daß ihnen die Könige nun auch die Anführung des Heeres anvertrauten. Ehemals war diese ein ausschließliches Geschäft der Könige gewesen. Aber schon Ehlotar schickte an seine Stelle den Major Domus Landerich gegen den König Theodorich; dieser seinen

Major Domus Bertold gegen Chlotar; in der Folge blieben diese Minister die Herrführer. Da ihnen nun das ganze fränkische Heer als Befehlshabern zu Gebot stand, da ihnen die Aufsicht über die königlichen Einkünfte und Schatzkammer Mittel genug an die Hand gab, sich selbiger zu ihren Absichten zu bedienen, was konnte sie bei der großen Ohnmacht der Könige hindern, diese ganz niederzudrücken, und sich selbst zu Königen aufzuwerfen? Schon Grimwald bestrebte sich nach dem Tode des Königs Siegebert, diesen großen Plan auszuführen. Er ließ dessen jungen Prinzen Dagobert nach Irland bringen, und wollte seinen eigenen Sohn auf den Thron erheben. Allein die Aufrastier spielten die Rolle der Verräther; sie lieferten ihn dem Könige Chlodwig von Neustrien und Burgund aus, der ihn hinrichten ließ.

Nach dem Tode eben dieses Dagoberts gaben sich die Aufrastier einen Regenten nur unter dem Titel eines Herzogs. Aber Ebroin, Major Domus von Neustrien, welcher seine Herrschaft auch über Aufrastien auszu dehnen wünschte, bestrebte sich nach allen

Kräften ihnen den König Theodorich von Neustrien aufzubringen. Es kam darüber zu blutigen Auftritten. Der austrasische Herzog Pipin behielt endlich, nachdem es unter dem Major Domus Berthar zu einem neuen Kriege gekommen war, die Oberhand, bemächtigte sich im Jahre 687 der Stadt Paris, des königlichen Schatzes, und des Königes selbst, und nöthigte diesen, daß er ihn zum Major Domus des ganzen fränkischen Reiches erklärte. Sein Sohn Karl Martel setzte sich nach seines Vaters Tode im Jahre 714 ungeachtet der Widersprüche der Neustrier mit Gewalt der Waffen in den Besitz jenes Amtes, welches sein Vater bekleidet hatte.

Die Macht dieser vornehmen Hofbedienten hatte also jetzt beinahe keine Grenzen mehr. In der That waren sie die Regenten; die Könige nur Maschinen, die von ihrer Leitung abhiengen; Leute ohne Kraft und wahre Würde, blöde, schläfrig, unthätig und ungeschickt, die sich durch nichts verehrungswürdig machten, als durch den königlichen Titel. Ihre ganze Berrichtung bestand darin, daß sie alle Jahre auf einem mit

Schsen bespannten Wagen sich zur allgemeinen Volksversammlung, welche das Märzfeld genannt wurde, begaben, um dem Volke wenigst einmal im Jahre zu zeigen, daß sie noch existirten. Da saßen sie auf ihrem Wagen, erhaben über alle übrigen, nahmen öffentlich die Geschenke an, die man ihnen feierlich überreichte, und schienen, die Angelegenheiten des Staates zu besorgen. Im Grunde that dieses aber der Major Dominus. Dieser verkündigte dem Volke alles, was dieses Jahr hindurch sollte beobachtet werden, und war es je nöthig, daß der König selbst sprach, so legte ihm jener zuvor alle Worte in den Mund. War diese Ceremonie geendigt: so fuhr dann der König auf eben diese Art wieder nach Hause, und überließ die Geschäfte seinem Minister. Dieser entwarf alle Verordnungen, ertheilte Privilegien, Freiheiten und andere Urkunden im Namen des Königes, ohne daß demselben das geringste von ihrem Inhalte bekannt wurde. Kamen fremde Gesandte an den Hof, um mit dem Könige über Krieg, Frieden, Bündnisse oder andere Angelegenheiten ihrer Staaten zu sprechen: dann setzte sich dieser auf einen erha-

lenen Thron, hörte sie auf demselben an, und gab sich das Ansehen eines Regenten. Aber die Antwort, welche er ertheilte, war allemal von Wort zu Wort gerade diejenige, welche ihm der Minister zu geben gelehret, oder ihm wohl gar befohlen hatte. Uebrigens that diese königliche Puppe nichts von allem, was je auf die Verwaltung des Staates die geringste Beziehung hatte, und genoß außer dem leeren Titel eines Königs, und einem gleichsam erbettelten Lebensunterhalt, den ihm der Major 'Domus nach seinem Gutdünken, je nachdem er mehr oder weniger großmüthig war, mehr oder weniger sparsam reichte, kein anders Eigenthum, als einen einzigen Maierhof, welcher ziemlich geringe Einkünfte abwarf. In diesem hatte der König ein Haus, und aus demselben einige wenige Leute, die ihn bedienten. Denn die übrigen Maierhöfe hatten die Majores Domus alle selbst an sich gezogen, und bedienten sich derselben zur Vergrößerung ihrer Macht, gleichsam als ihres Eigenthumes. Die Könige überließen sich übrigens ganz dem Müßiggange und der Weichlichkeit, und brachten ihre ganze Zeit entweder auf der Jagd, oder bei Schmauß

und Trunk, oder in den Armen ihrer Matressen zu.

Den obersten Hofmeistern war es lieb, daß die Könige durch eine solche Lebensart sich selbst herabwürdigten. Denn sie sahen wohl ein, daß dieselben durch ihre Schwäche und Unfähigkeit ungemein viel von der Achtung bei den Großen und bei dem Volke verlieren mußten, und daß die Verachtung, in welche die Könige dadurch verfielen, keine andere, als eine sehr erwünschte Wirkung in Rücksicht auf ihre eigene Vergrößerung haben könne. Sie bestrebten sich daher selbst aus allen Kräften, die Könige an diese Unthätigkeit zu gewöhnen. Da ihnen als obersten Hofmeistern ohnehin die Pflicht vornehmlich oblag, die Hausdisciplin bei Hofe, und folglich auch die Erziehung der königlichen Prinzen zu besorgen: so gab ihnen dieses eine erwünschte Gelegenheit, dem natürlichen Hange junger Leute zur Trägheit Nahrung zu verschaffen, und ihnen Neigung zu Ergötzlichkeit und zur Wohllust und Weichlichkeit einzusößen. Sorgfältig entfernten sie jeden Gegenstand, welcher die Prinzen auf ernsthafte Dinge hätte aufmerk-

sam machen, oder in ihnen die Neigung zum  
 Nachdenken, und zur würdigen Beschäftigung  
 hätte aufwecken können. Und damit ja ein  
 solcher Trieb, selbst zu denken, und selbst zu  
 herrschen, nie in ihnen erwachen möchte, hüten  
 sich die Hofmeister fleißig, ihnen einen  
 angemessenen Unterricht zu ertheilen, oder je  
 nur die geringste Kenntniß von Staatssachen  
 beizubringen; sie erhielten selbige vielmehr ab-  
 sichtlich in der größten Unwissenheit. Die  
 Könige sanken auch bald tief genug in Blöds-  
 sinn und Trägheit des Geistes, um es nicht  
 einmal zu merken, daß ihnen ihre Minister,  
 indem sie ihren Leidenschaften schmeichelten,  
 und ihre wohlthätige Lebensart auf alle Weise  
 beförderten, den Untergang listig bereiteten.  
 Ohne den geringsten Widerwillen ließen jene  
 ihre Minister nach Willkühr handeln; denn  
 eines Theils liebten sie Nähe und Vergnügen  
 zu sehr, um sich je in verdrüßliche Geschäfte  
 zu mengen; andern Theils aber fühlten sie  
 selbst ihre Unvermögenheit, und sahen ein,  
 daß sie nicht in Stande seien, zu regieren.  
 Aber die wichtige Bemerkung, daß gerade die  
 Aristokraten selbst, denen sie so vielen Dank  
 schuldig zu seyn glaubten, sie durch böse Ränke

absichtlich zur Regierung untauglich gemacht hatten, entgieng ihnen.

In einer solcher Verfassung bedurfte es nur eines kühnen, unternehmenden Mannes, um den König für immer von seiner Würde auszuschließen, und den Major Domus zum Herrn zu erheben. Schon dem Major Domus Karl Martel stand es frei, sich, wenn er nur wollte, zum König aufzuwerfen. Im Grunde hatten auch er und seine Vorfahren schon lange königliche Gewalt ausgeübt; nur der königliche Titel hatte ihnen noch gefehlt. Als sein König mit Tode abgieng, setzte er die Regierung fort, ohne daß er, oder das Volk den Mangel eines Königes fühlten. Er hätte nun sogleich die höchste Gewalt im Staate sammt dem höchsten Range für immer behalten können; allein er nahm den königlichen Titel nicht an.

Die Ausführung dieses großen Planes, den allerdings Karl Martel schon entworfen hatte, war dessen Sohne, dem Major Domus Pipin vorbehalten. Dieser hatte nach seines Vaters Tode das Reich mit seinem Bruder Karlmann getheilet, oder beide beherrschten vielmehr das Reich gemeinschaft-

sch. Karlmann zeichnete sich bald während seiner Herrschaft durch Tapferkeit im Kriege, und durch Geschicklichkeit in Staatsgeschäften zu seinem Vortheil aus. Allein von einer starken Neigung zu einer gottseligen Lebensart ergriffen, wie man sich wenigstens damals dieselbe dachte, that er auf seine Würde und Macht Verzicht, begab sich nach Rom, legte dort nach dem Geschmacke selbiger Zeit seine weltlichen Kleider ab, vertauschte sie mit den Ordenshabit, und wurde ein Benediktinermönch auf dem Berge zu Cassino.

Pipin stand jetzt allein an der Spitze der ganzen fränkischen Monarchie. Childerich III. der unter seiner Regierung mit dem königlichen Titel prangte, war, wie seine Vorfahre ein Weichling, den Weibern und der Schwelgerei ergeben, eine unnütze Last im Staate. Das Volk war bereits gewohnt, sich von den obersten Hofmeistern beherrschen zu lassen. Es sahe wohl ein, und fühlte es gleichsam, daß das Reich ohne sie schon längst in Verfall gerathen wäre. Sie genossen eben darum die beinahe allgemeine Zuneigung und Achtung des Volkes. Alle diese Umstände waren keine geringe Aufmunterung für den

Maïor Domus, endlich einmal einen entscheidenden Streich zu wagen. Pipin hatte überdieß noch andere Verdienste, die ihm Bewunderung und Hochachtung erworben hatten. Seine rühmlichen Thaten im Kriege zeigten ihn der Nation, so wie seine Geschicklichkeit in der Staatsverwaltung, in dem vortheilhaftesten Lichte. Die Aquitanier und Alemannier hatten sich gegen die bisherige Ministerialherrschaft aufgelehnet. Pipin zog gegen sie zu Feld, und brachte sie zum Gehorsame zurück. Er hatte sich überdieß die Sachsen unterworfen, den Herzog Ddilo besiegt, Theodobalden in die Flucht geschlagen, und die Baiern gezwungen, um Frieden zu bitten. Ein Mann von so ausgezeichnete Fähigkeit mußte nothwendig, besonders in Vergleichung mit dem trägen, unfähigen Childerich der Gegenstand des allgemeinen Zutrauens werden; er verdiente es, daß ihm die Nation gehorchte. Zu diesen Umständen, welche dem Maïor Domus in seinem Streben nach der königlichen Würde zu statten kamen, gesellte sich noch ein anderer. Ein so kühner, unternehmender, tapferer Mann hatte sich bei der ganzen Nation fürchta

bar gemacht. Der Ausgang aller seiner Unternehmungen zeugte sichtbar von seiner großen Ueberlegenheit; sich seinen Absichten zu widersetzen durfte man beinahe ohne Gefahr nicht wagen.

Alles dessen ungeachtet war es so leicht nicht, diesen Plan sogleich auszuführen. Eben dasselbe Volk, welches seine Talente bewunderte, und ihn seiner Macht wegen gewissermaßen fürchtete, mußte er im Gegentheile selbst fürchten. Dasselbe betrachtete nun einmal den König Childerich als rechtmäßigen Besitzer der Krone. Ungeachtet der Schwäche und Schläfrigkeit, welche die Könige eine geraume Zeit her gezeigt hatten, behielt es doch seine Anhänglichkeit an dieselben noch bei, und war, wie dieses bei Völkern sehr oft der Fall ist, seinem alten Fürstenstamme vom ganzen Herzen ergeben. Bei einer solchen Stimmung war es bedenklich, dem Könige Childerich die Krone ohne hinlängliche Vorbereitung entreißen zu wollen. Wie leicht konnte das Volk gegen ein solches Unternehmen, als gegen eine Ungerechtigkeit, aufgebracht werden, und in der Raserei einen außerordentlichen Schritt thun? Ueberdieß

musste Pipin die Eifersucht der übrigen Großen fürchten. Viele waren ihm an Herkunft und Ahnenruhm gleich. Klugheit, Geschicklichkeit, Tapferkeit wiesen ihnen einen verdienten Platz neben ihm an. Vielen mangelte es an keiner von jenen Eigenschaften, welche zur Verwaltung der Geschäfte im Kriege oder in Friedenszeiten erfordert wurden. Konnte Pipin glauben, daß ihn seine Verdienste zur Besteigung des Thrones berechtigen, so gab diesen ihr eben so großes Verdienst einen gleich gerechten Anspruch auf eben dieselbe. Musste er nicht befürchten, sie würden sich seinen Absichten entgegenstemmen, oder, wenn er sich dennoch mit Hintansetzung aller übrigen eigenmächtig emporhob, einen allgemeinen Aufstand gegen den Despoten erregen, und ihre Beleidigung mit dem Schwert in der Hand rächen?

Es forderte Zeit, und seine politische Maaßregeln, um diesen möglichen Folgen auszuweichen. Zuerst wandte sich Pipin an die Gelflichkeit, und suchte sie zu gewinnen. Es war ihm wohl bekannt, wie groß der Einfluß derselben auf das Volk sei. War nur einmal jene auf seiner Seite, so konnte er ver-

sichert seyn, daß ihm auch der Pöbel fest anhängen, und daß er von demselben, er möchte unternehmen, was er wollte, nichts zu befürchten haben würde. Die Fessel, womit die Klerisei das Volk an sich hält, sind ungemein stark. Da dieses die Geistlichen als die Vertrauten der Gottheit betrachtet, in deren Macht es steht, den Menschen Verzeihung der Sünden, und ewige Seligkeit zu verschaffen: so hat es ein unbedingtes Zutrauen zu ihnen, betrachtet sie gleichsam als eine irdische Gottheit mit der größten Ehrfurcht, und leistet ihnen einen blinden Gehorsam. Nichts ist so abentheuerlich, was es ihnen nicht auf ihr Wort glaubet, nichts so widersinnig, wozu es sich nicht durch sie bewegen läßt. Laster werden auf ihre Vorstellungen Tugenden, Verbrechen Verdienste.

Karl Martel hatte die Geistlichkeit eben nicht sehr geschonet. Er und seine Edhne hatten den Kirchen und Klöstern vieles von ihren Gütern entrisen, und selbige den Soldaten oder Vasallen zur Belohnung für ihre Kriegsdienste verliehen. Dieses Verfahren erregte, wie leicht zu erachten war, das allgemeine Mißvergnügen der Priester und Mönche.

Sie

Sie murrten heimlich und öffentlich. Dem Major Domus Pipin blieb diese Unzufriedenheit nicht unbemerkt. Er wußte sie sogleich zu seinem Vortheile zu benutzen, und suchte sich den Klerus durch bescheidene Nachgiebigkeit in diesem Punkte zu gewinnen. In dieser Absicht veranstaltete er im Jahre 744 eine Kirchenversammlung zu Soissons, und zeigte sich bei derselben eifrig entschlossen, den Punkt wegen der Güter, die der Geistlichkeit zuvor waren entrisen worden, zu berichtigen, und ihren Beschwerden abzuhelpen. Eine vollkommene Zurückgabe derselben konnte zwar nicht bewirkt werden; die anwesenden Bischöfe sahen selbst die Unmöglichkeit ein; aber Pipin wußte doch einen klugen Mittelweg einzuschlagen, und sie dadurch zufrieden zu stellen. Er traf mit ihnen einen Vergleich, daß diejenigen Laien, denen in Ansehung ihrer ersprießlichen Dienste in den anhaltenden Kriegen gegen nicht christliche Völker Kirchengüter ertheilet worden, eben darum, weil sie selbige aus dieser Ursache erhielten, so viel davon, als die Kirchen und Klöster entbehren könnten, gegen einen jährlichen Zins behalten möchten.

Groß war nun der Gewinn eben nicht, den die Geistlichkeit durch diesen Vergleich erzielte; aber sie fühlte sich doch dadurch in ihrer Beschwerde erleichtert, und auch die geringste Erleichterung und Gefälligkeit schien schon eine Wohlthat zu seyn. Sie stößte wenigstens den Geistlichen eine vortheilhafte Idee von Pipin's Nachgiebigkeit und Güte ein, von welcher sie sich für die Zukunft immer etwas mehrers versprechen konnten.

Pipin hingegen konnte mit Recht von dieser Gefälligkeit weit größere Vortheile erwarten. Er wußte, daß man von der Klerisei alles erhalten kann, wenn man ihren Vortheil befördert. Die Erfahrung bewies, daß schon oft die größten Bösewichter, die sich mit den Priestern auf eine gute Art abfanden, ungestraft und ohne Vorwurf die schwärzesten Verbrechen begehen konnten. Nach dem Maaße ihrer Freigebigkeit wurden sie von ihnen als gute, oder als die besten Christen überall angepriesen; da hingegen diejenigen, die ihnen an ihren fetten Banst griffen, oder auf irgend eine Art Abbruch thaten, als die lasterhaftesten Menschen, und als die abscheulichsten Freigeister von ihnen verschrien wurden. Denn

nur gar zu gern vermengen sie ihr zeitliches Interesse mit der Sache Gottes, und wer ihrem Ehrgeitze, oder ihrer Bereicherungssucht im Wege steht, ist ihnen ein Feind der Religion. Wer hingegen jene befördert, der heißt bei ihnen ein tugendhafter Mann, ein Freund Gottes, den preisen und empfehlen sie überall; für ihn wagen sie alles; auf alle mögliche Weise befördern sie seine Absichten.

Diese allgemeine Erfahrung stößte den Maior Domus viel Zuversicht ein. Er bestach gewissermaßen die Geistlichkeit, sie, die sich von jeher so gern bestechen ließ, damit sie ihm in seinem Vorhaben nicht entgegen sei, damit sie das Volk und die Großen nicht gegen ihn aufbringe, sondern ihn wohl gar durch ihr Ansehen in seinem Unternehmen unterstützen möge. Er betrog sich auch nicht in seiner Rechnung. Die hohen und niedern Geistlichen sprachen seitdem überall mit großem Lobe von ihm, priesen bei jeder Gelegenheit seine Fähigkeit und Verdienste, und die Bischöfe schwiegen in der Folge, als er sein Vorhaben wirklich auszuführen im Begriffe war, und standen ihm zur Beförderung desselben öffentlich mit ihrem Ansehen bei.

Er selbst unterließ auch nichts, wodurch er sich bei dem Volke und den Großen immer mehr beliebt machen konnte. Durch kluges Benehmen in der Regierung, durch nützliche Anstalten, durch Gerechtigkeit, Güte und Leutseligkeit erwarb er sich die Gunst des Volkes. Den Adel machte er sich durch Geschenke, Belohnungen und ehrenvolle Auszeichnungen verbindlich. So wuchs dann das Wohlwollen gegen ihn, und mit demselben sein Ansehen beinahe mit jedem Tage.

Jetzt glaubte er, wäre es Zeit, einen nähern Schritt zu thun. Er that ihn, und trat seines großen Entwurfes wegen in Unterhandlungen mit dem Pabste. Würde dieser, dachte er, seine Einwilligung zur Ausführung derselben geben: so könnte ihn nichts daran hindern; das Volk und die Großen würden seinen Ausspruch ehren; ohne Schwierigkeit würden sie ihn als rechtmäßigen König erkennen. Damals war es schon so Sitte, daß man den Pabst allgemein als ein Orakel betrachtete. Da es den Pabsten nach und nach gelungen war, einen ungemein hohen Begriff von ihrer Würde und Macht überall zu verbreiten: so fieng man an zu glauben, ohne

Ihr Wissen und ihre Einwilligung könne oder dürfe man nichts Wichtiges unternehmen. Häufig wandte man sich aus dieser Ursache in wichtigen oder schweren Angelegenheiten, sie mochten geistliche oder weltliche Dinge betreffen, nach Rom, und ersuchte den Pabst um seinen Rath, oder erbat sich von ihm einen Ausspruch. Einem Manne, der sich als der Vorsteher der ganzen Christenheit aufführte, und sich ein allgemeines Richteramt in der Kirche anmaßte, traute man nichts anders, als Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Heiligkeit zu, und man glaubte, ein Ausspruch, der aus seinem Munde komme, könne unmdglich unvernünftig oder ungerecht seyn. Bei der damals in Franken und Deutschland allgemein herrschenden Barbarei und Unwissenheit war es wohl kein Wunder, daß man solchen Gedanken, die den Menschen ohnehin durch geheime römische Künste absichtlich eingepägt wurden, Gehör gab; noch weniger war es auffallend, daß Hohe und Niedere zu einer Zeit, da sie aller eigenen Kenntniß und Wissenschaft gänzlich beraubt waren, in ihren Angelegenheiten ihre Zuflucht zu einer Person nahmen, welcher sie Einsicht und Billigkeit

zutrauten. Diese Neigung, sich zu Rom in allen wichtigen Fällen Rath's zu erholen, hatte besonders der heilige Bonifacius bei den Franken sehr lebhaft erwecket. Dieser englische Mönch, welcher eigentlich Winfried hieß, war ein ungemein großer Verehrer des römischen Stuhles. Da ihn sein Religions-eifer zu dem Entschlusse brachte, einige deutsche Völker, welche damals dem Heidenthume noch ergeben waren, zu bekehren: ließ er sich von dem Pabste dazu bevollmächtigen, und versprach ihm, dessen Ansehen nach seinen Kräften überall geltend zu machen. In Franken, wo er verschiedene kirchliche Einrichtungen traf, machte er sich zum vorzüglichsten Geschäfte, den Großen und dem Volke Hochachtung und Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl einzulößen. Man wurde also immer mehr daran gewöhnt, jede Sache von Bedeutung dem Ausspruche des Pabstes zu unterwerfen, und seiner Erklärung oder Entscheidung mit unbedingter Ehrerbietung Folge zu leisten.

Pipin, der diese Denkungsart und Umstände wohl kannte, wandte sich zuerst an Bonifacius, um an demselben einen Fürsprecher

cher bei dem Pabste zu haben. Er verfehlte auch da seinen Zweck nicht. Der Major Domus hatte sich bisher gütig und gerecht gegen den Klerus gezeigt; dadurch hatte er sich die Hochachtung und Zuneigung dieses eifrigen Freundes der Geistlichkeit erworben. Bonifacius bezeugte sich gern gefällig gegen einen Großen, von dem sich die Kirche, seiner Meinung nach, in Zukunft noch vieles versprechen konnte; er unterzog sich gern dem Geschäfte, der Sache des Major Domus durch Empfehlung und thätige Mitwirkung einen Vorschub zu geben. Höchst wahrscheinlich schickte er den Priester Lullus in dieser Absicht an den Pabst Zacharias ab, um diese Angelegenheit vorläufig einzuleiten. Es ist nicht bekannt, worin der Vortrag, den dieser Priester zu Rom thun mußte, eigentlich bestanden habe, noch, wie weit die Unterhandlungen eigentlich gekommen seien. Aber wahrscheinlich hatte er eine gute Aufnahme bei dem Pabste gefunden, und alles zum Vortheile Pipins ziemlich erwünscht vorbereitet.

So bald Lullus von Rom zurückgekommen war, fuhr Pipin fort, durch nä

here Schritte zu seinem Ziele zu eilen. Fest entschlossen, den rechtmäßigen König Childerich III. vom Throne zu stoßen, und sich selbst an dessen Platz zu setzen, schickte er zween Gesandte nach Rom, daß sie des Pabstes Ausspruch über dieses Vorhaben einholen sollten. Der eine war Burkard, Bischof zu Würzburg, der andere Fulrad, oberster Hofkapellan, sonst auch Erzpriester von Frankreich genannt, und erst seit dem Jahre 715 Abt zu St. Dionysius. Beide waren den Major Domus aufrichtig ergeben; und vollzogen ihren Auftrag mit warmer Theilnahme. Pipin ließ durch sie bei dem Pabste anfragen: ob wohl derjenige, welcher zwar mit dem Titel eines Königes prange, übrigens aber, unfähig zu regieren, in Wollust und Weichlichkeit müßig zu Hause sitze, oder derjenige, welcher die ganze Last der Geschäfte auf sich habe, und eigentlich regiere, wirklich König zu seyn verdiene?

Der Pabst antwortete; allerdings verdiene derjenige König zu seyn, welcher nicht bloß den Titel eines Königes führet, sondern wirklich königliche Gewalt ausübet, und, mit Einsicht und Thätigkeit ausgerüstet, die schwere



Bürde der Regierungsvorgen in der That trägt. Mit dieser Antwort entließ er Pipin's Gesandte.

Hätte damals mit Pipin zugleich irgend ein anderer mächtiger Herr nach der fränkischen Krone gestrebt, so daß es zweifelhaft gewesen wäre, welcher aus beiden die Oberhand behalten werde; der Pabst würde sich ohne Zweifel bescheiden zurückgezogen, und, um nicht den einen oder den andern sich zum Feinde zu machen, keinen entscheidenden Ausspruch gethan haben. Aber jetzt, da Pipin allein um den Thron warb, der König unmächtig war, und jener die Gunst des Volkes und der Großen für sich hätte; sprach er ohne Bedenken dem Major Domus das Wort. Er hatte dadurch nichts zu befürchten; er hoffte vielmehr durch seine Aeußerung viel zu gewinnen; denn er befand sich damals eben in Umständen, die ihm fremde Hülfe höchst nöthig machten. Die Longobarden, eine Nation, die sich seit geraumer Zeit in einem Theile Italiens festgesetzt hatte, und von einem unbändigen Eroberungsgeist beseelet war, brannten von Begierde, den Griechischen Kaisern das Wenige, was sie noch in Italien besaßen, zu entreißen.

Unter einem gesuchten Vorwande drangen sie in das römische Gebiet ein, und griffen immer weiter um sich. Eine der vornehmsten Veranlassungen, warum sie die Feindseligkeiten fortsetzten, war diese, daß die Römer dem Herzoge von Spoleto, der sich unabhängig zu machen gesucht hatte, in ihrer Stadt Aufenthalt und Schutz gaben. Der König foderte von den Römern seine Auslieferung, und sie verweigerten selbige. Erbittert gieng er also auf Rom selbst los, und nahm unterwegs verschiedene Städte weg, welche zum römischen Gebiete gehörten. Dieses geschah schon unter Karl Martel. Die wenigen Güter der römischen Kirche standen in der größten Gefahr; die Stadt Rom ward von den Feinden mit einer gewaltsamen Einnahme bedrohet. In diesem Gedränge wandte sich der bekümmerte Pabst an die Franken, und bat dringend, die Kirche des heiligen Petrus zu retten. Allein Karl Martel hatte nicht Lust, mit den Longobarden zu brechen, welche ihm erst vor Kurzem in seinem Kriege gegen die Saracenen einen so wichtigen Beistand geleistet hatten. Zum Glücke wandte der Pabst Zacharias das Ungewitter durch eine pers-

Söhnliche Unterredung mit dem Könige auf einige Zeit noch ab. Aber dieser Friede hatte keinen festen Grund. Die Longobarden waren eine kriegerische Nation; ihre Eroberungssucht war bekannt; wirklich machten sie Niene, außs Neue loszubrechen, und der Herrschaft der griechischen Kaiser in Italien für immer ein Ende zu machen. In dieser Lage schien es dem Pabste, der bei solchen Auftritten nur auf seine eigene Sache sah, nur Gefahr für die römische Kirche befürchtete, höchst nöthig sich eines mächtigen Beistandes zum voraus zu versichern. Und wer konnte wohl seinen Wunsch mit mehr Nachdrucke befriedigen, als die Franken? Von dem ohnmächtigen Könige Childerich konnte er sich zwar keine wirksame Unterstützung versprechen. Aber wenn er sich den Major Domus durch einen günstigen Ausspruch verbindlich machte, konnte er sicher darauf rechnen. In dieser Absicht gab er daher auf die ihm vorgelegte Frage eine Antwort, wie sie Pipin wünschte. Dieser hatte dieselbe zum voraus erwartet; denn es war ihm wohlbekannt, daß der Pabst eines Beistandes gegen die Longobarden bedürfte. So kam also Pipins Vorhaben

ohne viel Schwierigkeit der erwünschten Aus-  
führung nahe.

Raum war diese erfreuliche Nachricht aus  
Rom angekommen, als Pipin unverzüglich  
die Großen zu einem Reichstage nach Soissons  
berief. Zuvor hatte er kein Mittel unversucht  
gelassen, sich das Volk immer mehr anhäng-  
lich, und immer mehrere Freunde unter den  
Großen zu machen. Jetzt da der Pabst so  
sehr zu seinem Vortheile gesprochen hatte,  
versäumte er nicht, die Nachricht davon unter  
der Hand überall ausbreiten zu lassen. Sie  
that auch auf die Gemüther diejenige Wirkung,  
welche er dadurch zu erzielen gesucht hatte.  
Die uneingeschränkte Hochachtung der Franz-  
sen gegen den römischen Stuhl siegte über ihre  
bekannte Anhänglichkeit an ihren alten Für-  
stenstamm. Ihr übertrieben hoher Begriff,  
den sie von der Heiligkeit, und beinahe von  
einer Unfehlbarkeit des Pabstes hatten, räumte  
auf einmal alle Bedenklichkeit weg, die sie  
etwa hätte hindern können, dem Antrage Pi-  
pin's Gehör zu geben. Durchdrungen von  
Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl wagte  
es niemand, sich je nur den Gedanken beifallen  
zu lassen, daß dasjenige, was der Pabst für

billig und gut erklärte, unbillig seyn könne; sie glaubten, sie würden eine Sünde begehen, wenn sie nicht seinen Ausspruch pünktlich befolgten. So war alles gestimmt, als die Großen sich im Jahre 752 zu Soissons versammelten.

Auf dem Reichstage dafelbst schritt man nun gleich zur Sache selbst. Der Staat, sagten diejenigen, welche das Wort führten, befinde sich gegenwärtig, und schon seit langer Zeit in einer solchen Lage, daß eine Veränderung in der Regierung unumgänglich nothwendig sei. Die Könige seien bisher unwissend, träge, äußerst nachlässig, und des königlichen Titels schlechterdings nicht würdig gewesen. Einzig und allein der Schwelgerei und Wohl lust ergeben, hätten sie auf nichts gesehen, als auf Ergötzlichkeiten, auf ihre Bequemlichkeit und Ruhe. Die entnervten Weichlinge, die sich ganz dem Müßigange überlassen, seien in Wahrheit eine unnütze Last im Staate gewesen, und hätten den Schweiß der Nation unwürdig verzehret. Nie hätten sie sich um ein ernstliches Geschäft angenommen; nie seien sie für die Wohlfahrt des Reiches besorgt gewesen; stets habe ein anderer sie ersetzen, und

das an ihrer Stelle verrichten müssen, wozu ihre Pflicht sie selbst verbunden hätte. Und doch hätten sie am Ende unverdient die Ehre, und das Ansehen, und die Achtung des Volkes davon getragen, gleich als wenn sie wirklich regiert hätten. Es sei unverantwortlich, seine Pflichten so ganz aus den Augen zu setzen, wie es die Könige bisher gethan. Wäre es bei der großen Wachsamkeit der obersten Hofmeister möglich gewesen, die Macht des französischen Reiches merklich zu schwächen, oder dasselbe gar zu Grund zu richten: durch die schlechte Regierung, oder vielmehr durch die Nachlässigkeit der Könige, welche gar nicht regierten, würde es gewiß geschehen seyn. Alles Unheil, womit der Staat seit einiger Zeit heimgesucht worden, sei ja bekanntlich aus dieser Quelle gestossen. Alle innere Zerrüttungen, alle Stöße, welche das Reich von außen durch Feinde erlitten, seien der Schläfrigkeit und Unfähigkeit der Könige zuzuschreiben. Weil es ihnen ihres Charakters wegen an Ansehen und Macht gefehlet habe, weil sie nicht im Stande gewesen seien, irgend einem Versuche, Einsicht, Entschlossenheit und männlichen Ernst entgegen zu setzen, habe

ein jeder, Ausländer und Inländer, sich die Freiheit herausgenommen, den Staat zu beunruhigen. Weil niemand eine Strafe, oder ein ernstliches Einsehen zu befürchten gehabt, habe jeder gethan, was ihm beliebt. Dadurch sei jenes ehemals so sehr bewunderte und gefürchtete fränkische Reich in Verachtung vom Auslande, und von innen beinahe in eine unruhliche Schwäche verfallen. Ob es dann rathlich sei, dasselbe länger in diesem Zustande, und der Gefahr eines gänzlichen Unterganges ausgesetzt zu lassen? Ob es dann nicht besser sei, die königliche Bürde einem einsichtsvollen, thätigen, wirklich arbeitenden Manne zu übertragen? Pipins und seiner Vorfahren Verdienste um das Reich seien ja bekannt genug. Die Majores Domus hätten ja den Franken Wohlthaten erwiesen, wofür dieselben nicht genug danken könnten. Ihnen gebühre der Ruhm, daß sie jede innere Unruhe gestillet, und auswärtige Feinde im Zaume gehalten haben; ihnen allein habe man die Sicherheit, und das Dasein des Reiches in jenem Zustande, in welchem es sich wirklich befinde, zu danken. Wer dann die Gerichte bestellet, die Gerechtigkeit gepflogen, weise Gesetze gegeben,

Ruhe und Ordnung erhalten hätte, wenn die Majores Domus nicht für das Beste des Staates gesorgt hätten? Wer dann ohne sie alle Staatsgeschäfte geleitet, wer das gute Vernehmen mit auswärtigen Nationen erhalten, oder, wenn es unterbrochen war, wieder hergestellt, nützliche Bündnisse errichtet, und im Frieden und im Kriege den Gang der Dinge geordnet hätte? Pipin insonderheit habe sich um das fränkische Reich auf eine ausgezeichnete Weise verdient gemacht. Ihm gebühre der Dank, daß er die gefährlichen Bewegungen der aufrührerischen Aquitanier und Alemanier gestillet, die Sachsen und Baiern zum Gehorsam gebracht, dem Unrechte gesteuert, Bedrückungen aufgehoben, und durch Gerechtigkeit, Klugheit und Tapferkeit den Wohlstand des Reiches befördert habe.

Nachdem man die Gemüther der Anwesenden durch diese und ähnliche Vorstellungen vorbereitet und in Hitze gebracht hatte, gieng man endlich näher zum Zwecke, und that die Frage: ob es nicht billig sei, den untauglichen König Childerich abzusetzen, und das Haupt des Major Domus Pipin mit dessen Krone zu schmücken? Zugleich legte man

man der Versammlung den Ausspruch des Pabstes vor, welcher erkläret hatte, allerdings sei es billig, daß derjenige wahrer König sei und heiße, welcher die Regierung thätig besorgt, und die Last der Geschäfte trägt. Einige von der Versammlung waren zuvor noch unentschlossen gewesen, was sie in dieser Sache thun, oder welcher Meinung sie beitreten sollten. Eines Theiles waren sie der alten königlichen Familie im Herzen zugehan, und wollten an derselben nicht zu Beräthern werden; andern Theiles scheuten sie sich, durch die Absetzung Childerichs, welchen sie doch immer als den rechtmäßigen König betrachteten, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Ihr Gewissen stellte ihnen eine solche Handlung als ein pflichtwidriges Verbrechen vor. Aber der Ausspruch des Pabstes beruhigte dasselbe. Von dem allgemeinen Vorurtheile angestecket, daß unmöglich dasjenige unrecht seyn könne, was der Pabst gutheiße, stimmten sie also in die Meinung der übrigen, und so wurde dann die Absetzung des Königes, und die Erhebung des Major Domus an dessen Stelle allgemein beschlossen.

Das Urtheil wurde auch gleich darauf vollzogen. Dem unglücklichen Childerich wurde es vermuthlich gar nicht einmal bekannt, was die Aristokraten auf dem Reichstage vornahmen; denn Pipin besaß Geschicklichkeit genug, alles geheim zu halten. Hätte jener aber auch von dem, was man mit ihm vor habe, Nachricht erhalten; so würde er es doch nicht haben hindern können. Er war zu ohnmächtig, sich zu behaupten, zu sehr aller Hülfsmittel beraubt, um sich widersetzen zu können. Ungehindert führte man ihn also vor die Versammlung, erklärte ihn seiner Trägheit und Unfähigkeit wegen der Regierung verlustig, beraubte ihn des königlichen Schmuckes, schnitt ihm die Haare ab, welches bei den Franken allemal das Zeichen der Niedrigkeit des Standes war, und schickte ihn in das Kloster Sithien, wo er die übrigen Tage seines Lebens als Privatmann und Mönch einsam zubringen mußte. Seinem Sohne Dietrich widerfuhr eben dasselbe Schicksal. Man steckte ihn in das Kloster Fontenelle in der Normandie; dort mußte derselbe in niedriger Dunkelheit sein Leben beschließen. Was sonst von der königlichen Familie noch

übrig war, durfte sich ohnehin nicht mehr regen.

Auf solche Art wurde der alte Königsstamm der Merovinger, welche von dem französischen Könige oder Herzoge Meroveus, einem Sohne des Königs Klodio II. abstammten, und bereits über 300 Jahre regiert hatten, durch eine schändliche Kabale herrschsüchtiger Aristokraten erst verächtlich gemacht, und, nachdem ihnen die Schwäche derselben das Uebergewicht über sie verschaffet hatte, endlich gar vom Throne gestürzt. Daß Visipin sich über einen so unwürdigen König, der gar keine Thätigkeit, keine Klugheit, keinen Verstand besessen, emporgeschwungen, war ihm wohl nicht sehr zu verdenken, wenn er je dieses that, um das Volk durch seine Regierung glücklicher zu machen, und dem Staate einen größern Wohlstand zu geben. Aber dieses war ihm und seinen Vorfahren gewiß zur Last zu legen, daß sie selbst die Könige absichtlich zu so trägen Weichlingen herabgestimmt, ihrem Charakter selbst eine so verächtliche Richtung gegeben, und am Ende ihnen diese Weichlichkeit und Trägheit vorge-

worfen, und auf dieselbe den Sturz der Merovingen gegründet hatten.

Leider giebt diese Geschichte ein traurig warnendes Beispiel für Fürsten und Könige, daß ihre Minister und Höflinge sehr oft nur so lange ihre Freunde sind, und für die Erhaltung der Macht und des Ansehens derselben eifern, als ihre eigene Macht und ihr eigenes Ansehen dadurch steigt; daß es gemeiniglich nur der Ehrgeiz ist, welcher sie in Thätigkeit setzt, nicht wahre Anhänglichkeit an ihren Herrn, oder das Beste des Staates, und daß jene eben darum auf ihrer Hut seyn, und sich nicht unbedingt von ihnen sollen leiten lassen, weil diese schon oft zu Verräthern an ihnen wurden, sie um ihr Ansehen, um die Liebe des Volkes, um alles brachten, und in den Untergang stürzten. Auch in unsern Tagen haben wir ein beinahe ähnliches Beispiel von Ehrgeiz und Treulosigkeit an dem von der französischen Nation hingerichteten verabscheuungswürdigen Herzoge von Orleans und mehr andern selbstsüchtigen Aristokraten.

Es ist merkwürdig, daß auch bei dieser ersten Revolution in Frankreich die höhere Geistlichkeit und vorzüglich der Pabst die Hän-

de im Spiele gehabt haben. Letzterer spielte sogar eine Hauptrolle dabei. Einige Schriftsteller desselben Zeitalters melden, der Papst Zacharias habe in seiner Antwort den Franken befohlen, dem Könige Childerich die Krone abzunehmen, und dem Major Domus Pipin aufzusetzen. Diese Nachricht ist zuverlässig ungegründet; Zacharias hatte zu viel Politik, um durch einen trockenen Befehl, wodurch er die Nation leicht gegen sich hätte aufbringen können, seine und Pipin's Sache in Gefahr zu setzen. Er befahl nicht; er gab nur sein Gutachten ab, erklärte nur, daß man den König mit gutem Gewissen von der Regierung entfernen könne. Aber wahrscheinlich hatte Pipin selbst diese Sage im Stillen austreuen lassen, oder sie wenigstens absichtlich unterhalten. Denn da ihm sein Gewissen sagte, daß er sich der Krone durch Gewaltthätigkeit bemächtiget, und dadurch die Rechte des bisherigen Königs und aller noch lebenden Anverwandten desselben gekränkt habe: so mußte es ihm nothwendig darum zu thun seyn, ein Mittel zu treffen, daß nicht über kurz oder lang der Groll des Volkes über ihn erwache, oder Childerich's

Unverwandte unvermuthet Kräfte sammeln, und mit Ansprüchen gegen ihn auftreten. Gegen einen solchen Fall war die Meinung, daß er auf ausdrücklichen Befehl des Papstes den Thron bestiegen habe, ein sicherer Schild. Pipin konnte zuversichtlich hoffen, daß es, wenn einmal diese Meinung allgemein wäre, aus Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl niemand wagen werde, ihn anzugreifen. Aus eben diesem Grunde, und um bei dem Volke einen ihm vortheilhaften Eindruck zu machen, wollte er seine Thronbesteigung durch eine neue Feierlichkeit auszeichnen. Er ließ sich durch den heiligen Bonifacius öffentlich in der Kirche unter feierlichen Ceremonien zum Könige salben. Diese war die erste Salbung eines Königs in Frankreich; denn zuvor war es Sitte gewesen, daß man die Könige bei ihrem Antritte auf Schilde gesetzt, und auf denselben in der Volksversammlung herumgetragen.

---

---

Eine Probe  
von der  
Schreibart des heiligen Petrus,  
oder  
wie der Pabst Herr von Land und  
Leuten wurde.

---

Achthalbshundert Jahre stand bereits die römische Kirche, und die Vorsteher derselben waren noch nicht Herren von Land und Leuten. Das Eigenthum dieser Kirche bestand noch zur Zeit aus sehr wenigen und unbedeutlichen Gütern und Einkünften, welche theils aus Opfern und freiwilligen Schenkungen herrührten, theils derselben von ihren Landesherren, den griechischen Kaisern ordentlich angewiesen waren. Rom stand unter der Oberherrschaft derselben, und die Päbste wurden als Landbischöfe ohne eigentliche weltliche Herrschaft, und gleichsam als Vasallen, oder Beamte des

Kaisers betrachtet. Bisher hatten sie noch keine Gelegenheit gehabt, sich zur Würde und Macht weltlicher, unabhängiger Fürsten emporzuschwingen; sie begnügten sich noch zur Zeit, ihre Macht in geistlichen Dingen so viel, als sie konnten, zu vergrößern, und waren noch immer mit der Bemühung beschäftigt, ihre kirchliche Herrschaft über die Alerisei der ganzen Christenheit auszudehnen. Ihren eigenen Feinden, den Longobarden, welche ihnen auch das wenige, was sie besaßen, zu entreißen suchten, hatten sie es ursprünglich zu danken, daß sie endlich zu Land und Leuten in der Eigenschaft weltlicher Fürsten gelangten.

Schon unter der Regierung des Papstes Zacharias ergriffen die Longobarden aus Erbitterung über die Römer, weil dieselben dem ungetreuen Vasallen ihres Königs, dem Herzoge von Spoleto in seiner Empörung gegen ihn Aufenthalt und Schutz gegeben hatten, die Waffen gegen sie, und setzten die Stadt Rom durch die Wuth, mit welcher sie heranzürmten, in Schrecken und Angst. Eigentlich war ihre Absicht, den griechischen Kaisern alles, was dieselben noch in Italien besaßen, zu entreißen, und ihre Herrschaft aus diesen

Gegenden gänzlich zu verdrängen. Dieses war nun wohl für den römischen Oberpriester ein ziemlich bedenklicher Umstand. Im Grunde gieng er zwar seit geraumer Zeit selbst damit um, sich von den griechischen Kaisern unabhängig zu machen, und zu diesem Ende ihre Herrschaft in Italien nach seinen Kräften zu schwächen. Aber longobardische Oberherrschaft schien ihm beinahe noch gefährlicher, als griechische. Von einer so kriegerischen Nation, die eben darum, weil sie erst im Steigen ihrer Größe ist, ihr Ansehen mit weit mehr Eifer und Entschlossenheit gelten zu machen suchet, ließ sich mit gutem Grunde befürchten, daß sie den Pabst vielleicht noch enger im Zaume halten werde. Der Pabst Zacharias suchte das Ungewitter, welches in dieser Lage seinen ehrgeizigen Absichten, und zugleich auch den geringen Gütern und Einkünften der römischen Kirche zu drohen schien, abzuwenden. Er begab sich nach Narni zu dem Könige, und wußte ihn durch klägliche Vorstellungen und durch dringende Bitten so sehr zu rühren, daß derselbe auf der Stelle die Feindseligkeiten gegen die römische Kirche aufhob, und alles, was

er bereits derselben abgenommen hatte, zurückgab.

Der König Luitprand starb bald hierauf, und Aistulph trat an dessen Stelle. Dieser dachte nicht so, wie sein Vorfahrer. Er suchte den alten Plan wieder hervor. Mit dem festen Vorsatze, sich zum Herrn jenes ganzen Theiles von Italien zu machen, welcher unter der Botmäßigkeit der griechischen Kaiser stand, zog er ins Feld, und war fest entschlossen, nicht eher wieder zurückzugehen, als bis er alles würde erobert haben. Raschen Schrittes fiel er mit einer großen Macht ins Exarchat ein, nahm Ravenna weg, und richtete nun seinen Marsch gerade nach Rom. Er bestand unabbringlich darauf, diese Hauptstadt zu erobern, und sich dieselbe zu unterwerfen.

Der Pabst zitterte bei der Nachricht von dieser Begebenheit. Damals lebte Zacharias nicht mehr; auf dem römischen Stuhle saß Stephan II., nach andern III. Er wandte sich an den griechischen Kaiser Konstantinus Kopronymus, und bat um Hilfe. Dieser hatte als Herr des Landes die Pflicht, und sein eigenes Interesse mußte

ihn bewegen, der bedrängten Stadt Rom und dem übrigen Lande beizustehen. Allein dieses Ansuchen war vergeblich. Durch die Schwäche vieler Regenten, durch Eifersucht und Intriguen der Großen, durch innerliche Unruhen und durch die Anfälle feindlich gesinnter Völker war das griechische Kaiserthum nach und nach in einen traurigen Zustand von Ohnmacht herabgesunken. Die Kaiser waren kaum im Stande, sich gegen die Gewalt auswärtiger Feinde zu erwehren; viel weniger konnten sie ihr Ansehen in entfernten Ländern behaupten. Ihre bedenkliche Lage erlaubte schlechterdings nicht, Truppen nach Italien abzuschicken, und dadurch ihre Macht in Konstantinopel zu schwächen.

Da Stephan sah, daß er von seinem Landesherrn keine Hülfe zu erwarten habe, nahm er seine Zuflucht zum fränkischen Könige Pipin. Dieser war dem römischen Stuhle aus besondern Gründen mehr als irgend ein Fürst in Europa verbunden. Um an ihm einen getreuen Allirten und eine sichere Unterstützung gegen die Longobarden zu haben, hatte es erst vor kurzem der Pabst Zacharias durch sein Ansehen dahin gebracht,

daß Pipin den König Childerich III. vom Throne stürzen, und sich selbst auf denselben erheben konnte. Eine so wichtige Gefälligkeit verdiente eine thätige Erkenntlichkeit. Stephan schrieb an den fränkischen König, klagte ihm sein Elend in rührenden Ausdrücken, und bat ihn um Erlaubniß, selbst nach Frankreich zu reisen, und ihm die unglückliche Lage, in welcher sich die römische Kirche befand, mündlich vorzustellen. Pipin bewilligte ihm sein Gesuch. Noch einmal wagte jetzt der Pabst einen Versuch, den König der Longobarden auf bessere Gesinnungen zu bringen. Durch Gründe und Bitten suchte er ihn zu bewegen, daß er seine Eroberungen herausgebe. Allein der kriegerische, eroberungssüchtige Longobarde ließ sich durch keine Gründe und durch keine Bitten vermögen, den Wunsch des Pabstes zu erfüllen. Er war vielmehr fest entschlossen, seine Waffen noch weiter auszubreiten, und sich auch der Stadt Rom zu bemächtigen. Mit betrübtem Herzen verließ also der Pabst die Stadt, und gieng über die Alpen nach Frankreich.

Pipin befand sich eben auf einem königlichen Maierhofe an der Mosel, als er die Nachricht von der Ankunft des Papstes erhielt. Sogleich schickte er ihm seinen ältern Prinzen Karl nach Pont = Von in Permois entgegen. Als Stephan endlich vor dem Monarchen erschien, warf er sich vor den Füßen desselben nieder, und bat und beschwor ihn bei der Barmherzigkeit Gottes, und bei den Verdiensten der heiligen Apostel Petrus und Paulus, ihm, der bedrängten Stadt Rom, und der Römischen Kirche, die in der äußersten Gefahr schwebte, beizustehen. Er machte die kläglichsten Schilderungen von der Grausamkeit der Feinde, von ihrer unersättlichen Raubsucht, von der Wuth, mit welcher sie über alles, es mochte heilig, oder nicht heilig seyn, herfielen, von der schrecklichen Lage, in welche Rom durch diesen feindlichen Einfall versetzt worden, und er stand nicht eher auf, als bis ihm Pipin die Hand reichte, und seinen Beistand versprach. Nachdem ihm der König durch diese Zusage Trost und Muth eingeflößet hatte, begleitete er ihn nach St. Denis, wo sich derselbe den ganzen Winter hindurch aufhielt.

Ehe Pipin gegen den König der Longobarden die Waffen ergriff, versuchte er es, ihn durch Ermahnungen dahin zu bringen, daß er das Eroberte zurückgebe, und von weitern Unternehmungen abstehe. Doch bei einem so kriegerischen Fürsten war alle Beredsamkeit verschwendet. Da er durch Vorstellungen nichts bewirken konnte, faßte er wirklich den Schluß, ihn mit Krieg zu überziehen.

Der fränkische König hatte wichtige Beweggründe, den Papst mit Ernst und Thätigkeit zu unterstützen. Einmal foderte es die Dankbarkeit, weil das Ansehen der römischen Stuhles das meiste beigetragen hatte, daß er sich auf den fränkischen Thron schwingen konnte; und dann weil ihm sein Gewissen noch immer den beunruhigenden Vorwurf machte, er habe durch die Herabstürzung des Königs Childerich vom Throne eine böse That begangen. Dieser Gedanke unterhielt eine so marternde Unruhe in seinem Innern, daß er sich dem Papste zu Füßen warf, und ihn dringend um die Losprechung von seiner schweren Sünde bat. Stephan bewies sich auch in diesem Punkte sehr willfährig;

er benahm ihm alle Gewissensunruhe durch die Absolution; denn er hatte des Königs Beistand nöthig, und wußte denselben auf keine leichtere Art zu erkaufen.

Pipin hatte noch eine andere Ursache, warum er sich bestrebte, dem Pabste gefällig zu werden. Schon seit geraumer Zeit war er seiner Gemahlin Bertrada satt; nach dem Beispiele mehrerer Großen, welche schon von jeher alles erlaubt hatten, war er entschlossen, sich von ihr zu trennen. Dazu bedurfte und wünschte er die päpstliche Einwilligung. Allein der Pabst hatte Feinheit genug, sich in Ansehung dieses heiklen Punktes aus der Schlinge zu ziehen. Er wollte nicht gern das Ansehen des römischen Stuhles durch eine solche, dem gemeinen Volke auffallende Handlung aufs Spiel setzen, und lenkte daher des Königs Aufmerksamkeit auf einen wichtigern Gegenstand. Er schlug demselben vor, sich von ihm feierlich zum Könige salben zu lassen. Dem Könige war dieser Antrag erwünscht. Schon seine erste Salbung, welche Bonifacius vorgenommen, hatte einen für ihn sehr vortheilhaften Eindruck bei dem Volke gemacht; wie viel mehr zu seinem Besten

mußte derselbe werden, wenn selbst das Oberhaupt der Kirche ihn salbte, und durch diese heilige Handlung die Rechtmäßigkeit seiner königlichen Würde bestätigte? Pipin glaubte, alle schlimmen Vorstellungen, die etwa über diesen Punkt unter dem Volke noch übrig seyn möchten, würden dadurch getilgt werden, Stephan salbte ihn, seine Gemahlin, und seine zween Söhne Karl und Karlmann zu St. Denis mit großer Feierlichkeit und Pracht, und ernannte überdieß ihn und seine Söhne zu römischen Patriciern. Man weiß nicht genau, worin diese Würde eigentlich bestanden, oder welche Vorzüge damit verbunden waren, noch viel weniger wie der Pabst zu dieser Gerechtsame gelangen konnte, eine solche weltliche Würde zu ertheilen. Ohne Zweifel war alles nur Blendwerk, von dem Pabste zu seinem Vortheile erdacht. Aber sie that doch unfehlbar ihren guten Dienst. Pipin vergaß darüber des Vorhabens, seine Gemahlin zu verstossen, und die vielbedeutende Feierlichkeit der öffentlichen Salbung, die ihm einen neuen Grad von Kredit und Achtung bei den Großen und bei dem Volke verschaffte, war für ihn ein neuer Stoff zur

Dank.

Dankbarkeit, und eben darum ein großer Weggrund, dem Pabste kräftig beizustehen.

Gleich nach dieser feierlichen Handlung schrieb Pipin einen Reichstag nach Braine aus, um auf demselben gemeinschaftlich mit den Ständen des Reiches einen Krieg gegen die Longobarden zu beschließen. Denn damals war die Macht der Könige noch nicht so groß, daß sie etwas in einer so wichtigen Sache eigenmächtig unternehmen konnten. Er stellte den Großen die Verwegenheit und Gewaltthätigkeit der Longobarden, und den harten Zustand des Pabsten und der römischen Kirche mit lebhaften Farben vor, und brachte es leicht dahin, daß sie einen Krieg gegen dieselben bewilligten.

Alles rüstete sich bereits mit großem Eifer, und man war schon bereit nach Italien aufzubrechen, als Pipin's Bruder Karlmann, welcher schon vor geraumer Zeit die Welt verlassen, und als Mönch am Berge Cassino in Italien gelebt hatte, unvermuthet in Frankreich an dessen Hofe erschien. Vermuthlich war er von dem longobardischen Könige Aistulph, welcher die Gefahr in der Nähe

zweites Bändch. P

sah, und die Macht der ihn bedrohenden Franken fürchtete, heimlich abgeschickt, um, wo möglich seines Bruders kriegerisches Vorhaben zu hintertreiben. Wenigst bot er alle seine Beredsamkeit auf, diesen Zweck zu erreichen. Es hat auch das Ansehen, daß seine Vorstellungen bei dem König einigen Eindruck gemacht haben. Wahrscheinlich war es eine Wirkung dieser Bemühung, daß jener jetzt noch einmal eine Gesandtschaft an den longobardischen König schickte, und ihn durch dieselbe aufs Neue von seinen Unternehmungen ernstlich abmahnen ließ. Mit Pippins Warnung vereinigte auch der Pabst Stephan seine Vorstellungen. In einem besondern an den longobardischen König gerichteten Schreiben bat er ihn auf das dringendste, von seinem Kriege abzustehen. Mit Nachdruck und Ueberzeugungskraft stellte er ihm vor, wie unbillig und grausam es wäre, Länder anzugreifen und zu verwüsten, auf die er kein Recht hätte, und Menschen hinzuwürgen, oder wenigst unglücklich zu machen, die ihn nicht beleidiget hatten. In rührenden Ausdrücken erinnerte er ihn an die schwere Verantwortung, die er sich vor Gott durch ein so ungerechtes und

blutdürstiges Unternehmen zuziehen, und an die schrecklichen Strafen, denen er dadurch selbst entgegenzueilen würde. Bei allem, was heilig ist, bat und beschwor er ihn, des Christenblutes zu schonen, und sich ja an den heiligen Aposteln Petrus und Paulus nicht zu versündigen.

Aber auf den trotzigen, eroberungssüchtigen Longobarden wirkten diese Vorstellungen nicht. Anstatt seine feindlichen Gesinnungen abzulegen, und Pipins und des Papstes Wunsch zu erfüllen, antwortete er in einem äußerst rauhen, hochmüthigen Tone. Voll Erbitterung über diesen letztern, daß derselbe bei einem fremden Könige Hülfe gesucht habe, stieß er heftige Drohungen gegen ihn aus. Auch den König der Franken fertigte der Longobarde mit einer trockenen Antwort ab.

Da Pipin sah, daß durch Güte nichts zu bewirken sei, rief er unverzüglich seine Armee zusammen, und trat mit derselben seinen Marsch nach Italien an. Seiner Bruder Karlmann wagte es nicht mehr, ihm dieses Entschlusses wegen zu widersprechen. Das Ansehen des Papstes wirkte vermuth-

lich stärker auf ihn, als die Neigung, dem Könige der Longobarden einen Dienst zu erweisen. Er verließ also den Hof seines Bruders; gieng aber nicht wieder nach Italien zurück, sondern begab sich nach Wienne in Frankreich. Vermuthlich hatte ihn die Furcht vor Aistulph's Zorn abgehalten, in sein Kloster wieder zurückzukehren. Vielleicht hatte ihn Pipin, oder der Pabst, um ihn nicht der Rache des longobardischen Königes auszusetzen, vermocht, seinen künftigen Aufenthalt zu Wienne aufzuschlagen. Dort kam er auch glücklich an, starb aber in kurzer Zeit.

In Italien hatte indessen Pipin überaus glückliche Fortschritte gethan. Mit einer außerordentlichen Herzhaftigkeit hatte er im Jahre 754 die Alpen überstiegen, und die Longobarden aus ihren vortheilhaften Posten, die sie besetzt hatten, mit Gewalt verdränget. Wie ein Sturmwetter drang das zahlreiche und tapfere Heer der Franken immer tiefer in das longobardische Gebiet ein, und wo sich dasselbe zeigte, da flohen die Feinde entweder freiwillig, oder sie wurden mit Gewalt vertrieben. In kurzer Zeit kam es zu einem

Haupttreffen. Die Longobarden wurden geschlagen. Aistulph ergriff voll Schrecken die Flucht nach Pavia. Dieser Ort war die Hauptstadt des longobardischen Reiches, und sehr befestiget. Aber diese Schutzmauer nützte ihm nicht. Pipin verfolgte ihn, und belagerte die Stadt. Die Tapferkeit und Beharrlichkeit der Franken brachte ihn so sehr in die Enge, daß er endlich genöthiget war, sich vermöge eines Vergleiches zu ergeben. Aistulph versprach, Ravenna, und alle Eroberungen herauszugeben, künftig keinen Anspruch mehr auf das Exarchat und römische Gebiet zu machen, und zur Sicherheit dessen dem fränkischen Könige Geißel auszuliefern.

Auf solche Art waren der Pabst und ganz Rom in kurzer Zeit von einem gefährlichen Feinde befreiet. Der Vertrag, welchen Aistulph eingegangen, benahm den Aömern auch die Besorglichkeit für die Zukunft. Mit dem Stolz eines ruhmvollen Siegers sammelte Pipin sein Heer, und gieng mit demselben wieder nach Frankreich zurück.

Wer war nun wohl vergnügter, als der Pabst Stephan? Auf einmal sah er sich

dem grausamen Kummer entrissen. Mit Freuden und mit den untrüglichen Zeichen der Dankbarkeit verließ er Frankreich, und begab sich wieder nach Rom. Allein dieser angenehme Zustand von Freude und Zufriedenheit dauerte nicht lange. Alisulph kochte Rache im Busen über die Verwegenheit des Papstes, der sich an Pipin gewendet, und ihm dadurch die schönsten Länder und Hoffnungen entrissen hatte. Kaum sah er, daß von Seite der Franken alles ruhig und sicher sei, als er aufs Neue mit einem zahlreichen Heere in demjenigen, den griechischen Kaiseru zugehörigen Theile Italiens, welcher das Exarchat genannt wurde, einbrach, und mit verdoppelter Wuth auf Rom selbst losgieng.

Die Bestürzung und Angst Stephans in dieser erbärmlichen Lage ist nicht zu beschreiben. Er veranstaltete öffentliche Gebete und Bittgänge, begleitete dieselben selbst mit bloßen Füßen, das Haupt mit Asche bestreuet; man trug das Kreuz vor, an welches der gebrochene Friedensvertrag der Longobarden geheftet war, und foderte den Himmel auf, die Meineidigen zu strafen. Allein das Gebet,

so dringend es war, trieb den Feind nicht ab; derselbe brach vielmehr immer tiefer herein; die Gefahr ward immer bedeutender. In dieser Lage war die thätige Hülfe einer zahlreichen Armee nöthig. Allein von wem sollte der Pabst eine solche Unterstützung erwarten? Die griechischen Kaiser waren ohnmächtig; die Franken waren zwar dem römischen Stuhle geneigt; allein sie waren erst vor kurzem auf sein dringendes Flehen in Italien gewesen; hatten mit großer Aufopferung von Geld und Mannschaft seine Feinde auf eine Zeit gedemüthiget, und es war wohl nicht zu vermuthen, daß sie in so kurzer Zeit nach ihrem Abzuge aus diesem Lande einen neuen Feldzug unternehmen werden. Es war dem Pabste bekannt, daß sie besonders zu Feldzügen in Italien seit ihrer letzten Unternehmung in diesem Lande wenig Lust hatten. Seine Verlegenheit war groß; endlich wurde er mit sich selbst einig, seine Zuflucht zu einem frommen Betruge zu nehmen. Um den König und das Volk der Franken zu einem zweiten Kriege gegen die Longobarden zu bewegen, schickte er an dieselben einen Brief, als wäre derselbe vom heiligen Petrus geschrieben worden,

und vom Himmel gefallen. Kaum sollte man glauben, daß eine solche Betrügerei möglich gewesen; aber es ist doch reine Wahrheit. Der Brief ist ganz in der fehlerhaften und elenden barbarischen Schreibart des Mittelalters abgefaßt, wie aus folgender dem Original ziemlich entsprechenden Uebersetzung erhellet.

Petrus, genannt der Apostel von Jesu Christo, dem Sohne des lebendigen Gottes, der vor allen Jahrhunderten mit dem Vater herrschte in Einheit mit dem heiligen Geiste der in den jüngsten Zeiten um unsers Heiles Willen Fleisch angenommen, und Mensch geworden, und uns durch den Willen der väterlichen Herrlichkeit mit seinem kostbaren Blut erlöset hatte, gleichwie er es durch seine heiligen Propheten hatte verkündigen lassen; — und durch mich die ganze katholische und apostolische Römische Kirche Gottes, das Haupt aller Kirchen Gottes, selbst

durch das Blut unsers Erlösers auf einen festen Felsen gegründet, und Stephan, eben dieser ehrwürdigen Kirche Vorsteher: Gnade, Friede und Kraft, um eben diese heilige Kirche Gottes, und ihr Admistratives, mir anvertrautes Volk den Händen der Verfolger zu entreißen, werde von dem Herrn, unserm Gotte, in völlerm Maße zugetheilet Euch, erlauchten Männern Pipin, Karl und Karlmann, dreien Königen, und den heiligsten Bischöfen, Aebten, Priestern, und allen gottseligen Mönchen, so auch den Herzogen, Grafen, und allen Herren, und dem ganzen Volke, welches Franken bewohnet.

Ich, der Apostel Petrus, da ich von Christo, dem Sohne des lebendigen Gottes, durch den Willen der höchsten Güte berufen, und von der Macht desselben vorherbestimmt worden bin zum Erleuchter der ganzen Welt, selbst mit Bestätigung des Herrn, unsers Gottes, welcher sagte: Gehet, lehret alle

Völker, und taufet sie im Namen  
 des Vaters und des Sohnes, und  
 des heiligen Geistes; und wieder:  
 Empfanget den heiligen Geist; des-  
 ren Sünden ihr werdet nachgelas-  
 sen haben, denen werden sie nach-  
 gelassen; so hat er auch besonders mir,  
 seinem geringen Diener und sogenannten Apo-  
 stel seine Schaafte empfohlen, da er sagte:  
 Weide meine Schaafte, weide mei-  
 ne Lämmer; und wieder: Du bist Pe-  
 trus, und auf diesen Felsen werde  
 ich meine Kirche gründen, und die  
 Pforten der Hölle werden nichts  
 wider sie vermögen. Und dir will  
 ich die Schlüssel des Himmelrei-  
 ches geben. Was du immer auf  
 Erde wirst gebunden haben, das  
 soll auch im Himmel gebunden seyn,  
 und was du immer auf der Erde  
 wirst geldset haben, das soll auch  
 im Himmel geldset seyn. Daher  
 sollen alle, welche meine Predigten vollkom-  
 men angehört haben, in der That glauben  
 daß ihre, und der Welt Sünden auf Got-  
 tes Verordnung in dieser Welt ihuen werden

nachgelassen werden, und daß sie ohne Ma-  
ckel eingehen werden in jenes Leben. Denn  
weil die Erleichtung des heiligen Geistes  
Euere Herzen erhellet hat, und weil Ihr  
Liebhaber geworden seyd der heiligen und ei-  
nigen Dreieinigkeit durch die Annahme des  
Wortes der evangelischen Wahrheit: so ist  
in Wahrheit für Euch die Hoffnung der  
künftigen Vergeltung in dieser apostolischen,  
Römischen, mir anvertrauten Kirche Gottes  
damit verbunden. Daher fodere ich, Petrus,  
der Apostel Gottes, Euch, meine angenom-  
menen Kinder auf, diese Römische Stadt,  
und dieses mir von Gott anvertraute Volk  
vor den Händen der Gegner wie auch dieses  
Haus, wo mein Fleisch ruhet, vor der Be-  
fleckung von Heiden zu schützen, und ermähne  
und beschwöre Euch feierlich, die Kirche Got-  
tes, die mir von der göttlichen Vollmacht  
anvertrauet worden, von den größten Drang-  
salen und Unterdrückungen zu befreien, wel-  
che sie von der nichtswürdigsten Nation der  
Londobarden erduldet.

Glaubet ja nichts anders, Geliebteste,  
sondern nehmet es zuversichtlich als gewiß an:

durch mich selbst, gleich als stünde ich im Fleische lebendig vor Euch, verpflichte und verbinde ich Euch durch diese Ermahnung in Kräftigen Beschwörungen, weil wir nach dem Versprechen, welches wir von eben diesem Herrn, Gotte und unserm Erlöser erhalten haben, Euch, die Völker der Franken immer als die vorzüglichsten unter allen andern Völkern schätzen. Ich, Petrus, der Apostel Gottes beschwöre und ermahne daher, und verpflichte durch ein festes Band Euch, christlichste Könige, Pipin, Karl und Karlmann, und alle Geistliche, Bischöfe, Aebte, Priester, und alle gottseligen Mönche, auch alle Richter; ingleichen alle Herzoge, Grafen, und das ganze Volk des fränkischen Reiches, gleich als stünde ich gegenwärtig im Fleische lebendig vor Euch, so fest glaubet meinen Worten und Ermahnungen, denn bin ich gleich körperlich von Euch abwesend: so bin ich doch im Geiste von Euch nicht entfernt; denn es steht geschrieben: Wer den Propheten im Namen des Propheten aufnimmt, empfängt den Lohn des Propheten.

Aber auch unsere Frau, die Gebährerin Gottes und Jungfrau Maria beschwöret und ermahnet Euch feierlich und befiehlt, zugleich auch die Thronen und Herrschaften, und die ganze Schaar des himmlischen Kriegsheeres, wie auch die Märtyrer und Bekenner Christi, und alle Gott gefälligen, auch diese ermahnen und beschwören Euch zugleich mit uns, daß ihr Mitleid haben möget mit dieser Stadt Rom, die uns von Gott dem Herrn anvertrauet worden, und mit den Schaafen des Herrn, die sich dort befinden, und mit der heiligen Kirche Gottes, die mir von dem Herrn übergeben worden; vertheidiget und befreiet sie so eilig, als es möglich ist, von den Händen der verfolgenden Longobarden, damit nicht, welches fern sei, mein Körper, welcher für den Herrn Jesus Christus Martern erduldet hat, und mein Haus, wo derselbe nach Gottes Verordnung ruhet, von ihnen beslecket, damit nicht mein vorzüglich mir zugeeignetes Volk von der Nation der Longobarden mißhandelt und getödtet werde, welche des schändlichsten Lasters des Meineides schuldig, und der

Uebertretung der Befehle der heiligen Schrift überwiesen sind. Leistet also dem mir in diesem Leben von Gott anvertrauten Römischen Volke, und Euern Brüdern unter der Mitwirkung des Herrn, aus allen Euern Kräften Euern Beistand, damit ich Petrus, sogenannter Apostel Gottes, in diesem Leben, und am Tage des künftigen Gerichts Euch gegenseitig in meinen Schutz nehme, damit Euch alsdann im Reiche Gottes die hellsten und vortreflichsten Wohnungen bereitet werden, und damit ich Euch jene Belohnungen der ewigen Vergeltung, und die unendlichen Freuden des Paradieses, die ich Euch hiermit verspreche, entgegen ertheilen könne, wofern Ihr nur meine Stadt Rom, und mein besonders Volk, Euere Brüder die Römer von den Händen der nichtswürdigen Longobarden so geschwind, als Ihr könnet, befreiet.

Laufet, laufet, durch den lebendigen und wahren Gott ermahne und beschwöre ich Euch, laufet und kommet zu Hülfe, ehe der lebendige Brunnen, woraus ihr gesättiget und wieder

geboren worden seyd, vertrockene; ehe jener mäßige, von der hellesten Flamme noch übrige Funke, woraus Ihr Euer Licht empfangen habt, verlösche; ehe Euere geistliche Mutter, die heilige Kirche Gottes, in welcher Ihr das ewige Leben zu erhalten hoffet, gedemüthiget, angegriffen, und von den Gottlosen mißhandelt und beslecket werde. Ich bitte Euch, meine geliebtesten angenommenen Söhne, durch die Gnade des heiligen Geistes bitte ich Euch, und vor dem schrecklichen Gotte, dem Schöpfer aller Dinge ermahne ich Euch feierlich, ich, der Apostel Gottes, Petrus, und mit mir zugleich die heilige, katholische und apostolische Kirche Gottes, die mir der Herr anvertrauet hat, gebet nicht zu, daß diese Stadt Rom zu Grunde gehe, in welche der Herr meinen Körper gesetzt, die er mir anvertrauet, und zum Grundsteine des Glaubens bestimmet hat. Befreiet sie, und das Römische Volk derselben, Euere Brüder, und gestattet ja nicht, daß sie von der longobardischen Nation angegriffen werden. So sollen auch Euere Länder und Besitzungen von Völkern, die Euch noch unbekannt sind, nicht ange-

griffen, und Ihr sollet nicht getrennet werden von meinem römischen Volke. So sollt Ihr auch nicht entfernt und getrennet seyn vom Reiche Gottes, und dem ewigen Leben. Denn wo Ihr immer etwas von mir begehren werdet: so werde ich Euch gewiß zu Hülfe kommen, und mich mit meiner Fürsprache für Euch verwenden. Kommet nur meinem Römischen Volke, Euern Brüdern, zu Hülfe; streitet tapfer, und machet dem Uebel durch ihre Befreiung ein Ende. Denn niemand empfängt die Krone, der nicht rechtmäßig gestritten hat; streitet daher auch Ihr tapfer, zur Befreiung der heiligen Kirche Gottes, damit Ihr nicht auf ewig zu Grunde gehet.

Ich beschwöre Euch, zu wiederholten malen beschwöre ich Euch durch den lebendigen Gott, und bitte Euch dringendst, gebet nicht zu, daß diese meine Stadt Rom, und das in derselben wohnende Volk von der Longobardischen Nation zerrissen werde, damit nicht auch Euere Leiber und Euere Seelen in dem ewigen und unauslöschlichen himmlischen Feuer

Feuer mit dem Teufel und seinen verderblichen Geistern gemartert und zerrissen, und die Schaase der mir von Gott anvertrauten Heerde, nämlich die Römer, nicht zerstreuet werden. So möge auch Euch der Herr nicht zerstreuen und von sich stoßen, gleichwie das israelitische Volk zerstreuet worden ist. Denn es ist erkläret, daß Euere Nation, die Fränkische, von allen Völkern, die unter dem Himmel leben, mir, dem Apostel Gottes, Petrus, geneigt war; deswegen vertraute ich Euch durch die Hände meines Statthalters die Kirche, die mir der Herr übergab, damit ihr sie den Händen der Feinde entreisset. Denn seiet fest überzeugt, daß ich der Diener Gottes, genannt der Apostel, Euch bisher in allen Euern Nöthen, wenn Ihr nur darum gebeten habt, geholfen habe. Ich habe Euch durch Gottes Macht den Sieg über Euere Feinde verliehen, und glaubet gewiß, ich werde Euch denselben auch künftig ertheilen, wenn Ihr geschwind herbeieilet, diese meine Stadt Rom zu befreien. Erinnert Euch auch daran, daß Ihr nur durch meinen Beistand die Feinde der heiligen

zweites Bändch.                    Q

Kirche, als sie ein Treffen gegen Euch begannen, obwohl Ihr in geringer Zahl gegen sie standet, zu Boden schluget. Vereinfert Euch daher für diese Wohlthat, meine Ermahnung geschwind zu erfüllen, damit Ihr durch die Gnade, die mir von Christo, dem Herrn, unserm Gotte gegeben ist, meinen Beistand noch vollkommener erlangen möget.

Seht, liebste Söhne, ich habe Euch ernstlich ermahnet. Gehorchet Ihr geschwind; so wird es Euch zum großen Lohne gereichen; durch meine Fürsprache unterstützt, werdet Ihr in dem gegenwärtigen Leben über alle Euer Feinde die Oberhand behalten, Ihr werdet viele Jahrhunderte hindurch Euer Daseyn behaupten, werdet die Güter der Erde verzehren, und ohne Zweifel das ewige Leben genießen. Solltet Ihr aber, welches wir nicht glauben, zögern, oder irgend eine Ausflucht suchen, um meine Ermahnung nicht geschwind zu erfüllen, und diese meine Stadt Rom, und das darin wohnende Volk, und die heilige apostolische, vom Herrn mir

anvertraute Kirche Gottes, so wie auch den  
 Vorsteher derselben zu befreien: so wisset,  
 daß Ihr von wegen der heiligen und einiger  
 Dreieinigkeit, vermöge der Vollmacht des  
 Apostolats, welche mir gegeben worden von  
 Christo dem Herrn, für diese Uebertretung  
 meiner Ermahnung ausgeschlossen werdet von  
 dem Reiche Gottes, und vom ewigen Leben.  
 Aber Gott, und unser Herr Jesus Christus,  
 der uns, da er uns durch sein kostbares Blut  
 erlösete, zum Licht der ewigen Wahrheit  
 führte, und uns zu Predigern und Erleuchtern  
 der Welt bestellte, möge Euch die Gnade  
 verleihen, daß Ihr vernünftig denket, es  
 einseheth, und die schleunigsten Anstalten tref-  
 fet, so geschwind als möglich diese Stadt  
 Rom, und das Volk derselben, oder die heis-  
 lige, von dem Herrn mir übergebene Kirche  
 Gottes aus der Noth zu reißen, damit er  
 gnädiglich, auf meine Verwendung und Vor-  
 bitte, Euch, wie die Getreuen seiner Macht,  
 in dem gegenwärtigen Leben Jahrhunderte  
 hindurch in Wohlseyn, und siegreich erhalte,  
 in der andern Welt aber die Gaben seiner  
 Belohnung Euch mit seinen Heiligen und

Auserwählten in völlerem Maaße verdienen lasse. Lebet wohl.

Man sieht wohl; der heilige Petrus hatte Feuer im Leibe. Er drohte mit der Exkommunikation; es war nicht rathsam, es mit ihm zu verderben. Zum Ueberflusse legte noch der Pabst Stephan ein Schreiben an Pipin, Karl und Karlmann und an das ganze Volk der Franken von eigener Hand bei, und gab dasselbe seinen Gesandten, dem Bischöfe Georg, dem Abte Bernher und dem Grafen Thoma- rich mit. Es ist in seinem und im Namen aller Bischöfe, Priester, Diakonen, Herzogen, Grafen und des ganzen Römischen Volkes und Kriegsheeres abgefaßt. Stephan beschreibet und bejammert darin in den ausgesuchtesten Schilderungen und Ausdrücken den kläglichen Zustand der Stadt Rom; er nennet darin den König der Longobarden einen Erzbösewicht, einen gottlosen König, welcher den jüngst geschlossenen Friedensvertrag schändlich gebrochen habe. Die Longobarden, sagt er, und die Beneventar-

ner seien in großer Menge auf verschiedenen Seiten vor die Stadt gerückt, hielten selbige nun allenthalben bloquirt, hätten außerhalb der Stadt alles weit und breit mit Feuer und Schwert vertilgt, die Häuser verbrannt, oder bis auf den Grund niedergeworfen, die Kirchen Gottes in Brand gesteckt, die Bilder der Heiligen ins Feuer geworfen, oder durchstochen, den Leib unsers Herrn Jesu Christi in ihre Schläuche gesteckt, und nachdem sie sich durch Speisen zuvor gesättiget hatten, selbigen verzehret, alle Geräthschaften und Zierden des Altars geraubt und zu ihrem Gebrauche verwendet, die Mönche entsetzlich geschlagen, und mehrere ganz zerfleischt, die Nonnen, die aus Liebe zu Gott sich in den Klöstern verschlossen hatten, mit Gewalt weggeführt, und grausam geschändet, auch einige während dieser schändlichen That umgebracht, aus den Häusern alles Geld geraubt, die Weinstöcke bis zur Wurzel abgehauen, das Getreid auf dem Felde zertreten, oder aufgefressen, und keinem Menschen die Hoffnung des Lebens übrig gelassen. Selbst die unschuldigen Säuglinge hätten sie von den

Brüsten der Mütter weggerissen, diese entehret, und jene hierauf ermordet; überhaupt hätte keine heidnische Nation jemals solche Greueldinge verübet, als gegenwärtig die Longobarden. Fünf und funfzig Tage, fährt er fort, befinde sich die Stadt Rom schon in diesem bedrängten Zustande allenthalben von den Feinden eingeschlossen, und Tag und Nacht bestürme und beängstige sie Aistulf. Er bittet und beschwöret hierauf die Könige Pipin, Karlmann und Karl, und die ganze fränkische Nation, ihm eiligst zu Hülfe zu kommen.

Unstreitig waren diese Vorstellungen von den Grausamkeiten der Longobarden übertrieben. Dieses Volk hatte im Grunde weit bessere Sitten, und folglich auch mehr Religion als die Römer. Stephan ließ hier nur seiner Einbildungskraft und Beredsamkeit freien Lauf, um die Gemüther der Franken in Hitze zu bringen, und aufs Neue zu einem thätigen Beistande zu bewegen. Für ihn war es nicht im geringsten bedenklich, seine Zuflucht zu einer Verläumdung zu nehmen. Die Uns

wissenheit war damals unter den abendländischen Völkern zu groß, und die Hochachtung gegen den römischen Stuhl zu uneingeschränkt, als daß jemand an der Wahrheit dessen, was einmal ein Pabst gesagt hatte, im geringsten hätte zweifeln, oder selbst nach derselben forschen, und sie entdecken sollen. Konnte der Pabst den Franken glaubwürdig machen, ein Brief, den der heilige Petrus geschrieben, sei vom Himmel gefallen, und fodere sie zu einem neuen Kriege gegen die longobardische Nation auf, so konnte er auch voraussetzen, daß sie seine Erzählung von den entsetzlichen Gewaltthätigkeiten derselben als richtig annehmen würden. In diesen verächtlichen Zeiten des allgemeinen Blödsinnes, da der Menschenverstand in tiefen Schlaf versenket lag, da alle Wissenschaften aus den Abendländern verbannt, und selbst die Großen nicht im Stande waren, ihren Namen zu schreiben, war es leicht, den Menschen alles, was man wollte, aufzuheften. Je seltsamer manchmal ein Märchen war, desto leichter wurde es geglaubt. Es ist zwar nicht bekannt, ob selbst Pipin die abgeschmackte Versicherung glaubte,

daß der heilige Petrus den Brief, den ihm der Pabst zugeschickt, mit eigener Hand geschrieben habe. Der König war ein Herr von vieler Einsicht, Erfahrung, und von einem gesunden Verstande. Er besaß den Geist eines Kriegers und eines gewaltigen Herrschers, und große Regenten, zumalen Helden, sind gemeinlich weniger leichtgläubig. Aber bei dem Volke machte dieser Brief ganz gewiß einen sehr starken Eindruck; niemand aus dieser Klasse zweifelte an dessen Aechtheit; derselbe brachte einen großen Enthusiasmus und eine starke Neigung hervor, zum zweitenmale seine Tapferkeit an der longobardischen Nation zu versuchen.

Pipin erkannte den allgemeinen Wunsch seiner Nation, die Longobarden für den schändlichen Bruch ihres Friedensvertrages mit den Waffen in der Hand zu züchtigen, und gab wenigst in dieser Rücksicht demselben Gehör. Auch war ihm an der Beibehaltung der Freundschaft des Pabstes nicht wenig gelegen. Er nahm daher, weil doch einmal die Gefahr sehr dringend war, die nöthigen Rüstungen

in der größten Geschwindigkeit vor, und setzte sich mit einem ansehnlichen Heere in den Marsch nach Italien.

Alistulph belagerte damals eben die Stadt Rom auf das heftigste. Er hatte ein zahlreiches und muthiges Kriegsvolk. Von Erbitterung über die Römer entflammt, war er fest entschlossen, nicht nachzugeben, bis er sich der Stadt würde bemächtigt haben. Als er aber die Franken, mit Tapferkeit und Muth gerüstet, in fürchterlicher Anzahl heranrücken sah: fand er es nöthig, die Belagerung der Stadt aufzuheben, und an die Grenzen seines Landes zu eilen, um, wo möglich, den Einbruch der Feinde zu hindern. Mit der größten Anstrengung vertheidigte er dieselben; allein die Gewalt der Franken war stärker; mit gewohnter Tapferkeit brachen sie durch: Alistulph sah sich gezwungen, sich zurückzuziehen, und schloß sich wieder in seiner Hauptstadt ein. Aber Pipin rückte mit Eifertigkeit gegen dieselbe an, und belagerte sie zum zweitemale. Groß war der Ungestüm, mit welchem sich die Longobarden bestreben,

den Feind abzutreiben; aber alle ihre Bemühungen machte der Franken noch größere Tapferkeit fruchtlos. Je länger die Belagerung dauerte, je mehr jene ihre Kräfte anstrengten, desto mehr nahmen selbige ab, desto bedenklicher wurde die Lage der Stadt Pavia. Endlich fühlte Aistulph die Unmöglichkeit, sich länger zu halten. Er bat daher um Gnade, und übergab die Stadt im Jahre 755. Er mußte zum zweitemale, aber mit mehr Zuverlässigkeit und Versicherung, als zuvor versprechen, die Städte und alles, was er vom Exarchat erobert hatte, zurückzugeben, mußte zu diesen Abtretungen noch die Stadt Commachio sammt dem dazu gehörenden Gebiete hinzuzufügen, und eine große Summe Geldes bezahlen.

Während dessen, daß Pipin mit dem Könige der Longobarden diesen Krieg führte, waren Gesandte von den griechischen Kaisern bei ihm angekommen. Die Absicht ihrer Sendung war, die Rechte ihrer Herren auf die Länder, welche ihnen Aistulph entrißen hatte, geltend zu machen, mit dem fränkischen

Könige Unterhandlungen darüber zu pflegen, und jene, wenn sie dieser Würde erobert haben, in Empfang zu nehmen. Jetzt da sie sahen, daß der longobardische König gezwungen worden, alles wieder zurückzugeben, traten sie mit ihren Ansprüchen auf, und foderten im Namen ihres Herrn die Zurückgabe der demselben zuständigen Länder. Da erklärte ihnen aber Pipin mit trockenen Worten, er habe ein Gelübde gethan, alles, was er erobern würde, dem heiligen Petrus zuschenken. Obwohl sie sich nun erklärten, ihr Herr würde gern alle Kriegskosten ersetzen, und ihn zu überzeugen suchten, daß er ja gar kein Recht habe, die Länder eines andern zu verschenken: so blieb doch der fränkische König unbeweglich; er bestand darauf, seine Eroberungen müßten das Eigenthum der römischen Kirche werden; er sei nicht gekommen, um sie für einen andern zu erobern, er habe sie dem heiligen Petrus geschenkt, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen. So mußten die Gesandten unverrichteter Dinge abziehen, und die griechischen Kaiser, welche zu schwach waren, um sich mit Gewalt in den Besitz ihres Eigenthums

mes setzen zu können, verloren hiemit das Exarchat für immer.

Pipin ließ dem Pabste die Länder, die er erobert hatte, feierlich einhändigen. Der Erzkaplan Fulrad mußte alle Städte und Dörter besuchen, und im Namen des Pabstes davon Besitz nehmen. Zweien Abgeordnete des Königs Alstulph begleiteten ihn, und banden die Unterthanen von der Pflicht gegen ihren vorigen Herrn los. In jeder Stadt ließ sich Fulrad die Schlüssel und Geißeln geben. Nachdem ihm alle Städte und Dörter gehuldiget hatten, gieng er mit den Geißeln nach Rom. Dort legte er die Schlüssel derselben, nebst dem Schenkungsbriefe Pipins auf den Altar des heiligen Petrus, und übergab ihm und dessen Nachfolgern durch diese Feierlichkeit den Besitz dieser Länder.

Auf solche Art erlangte die römische Kirche, welche zuvor nur mäßige Einkünfte gehabt hatte, sehr beträchtliche Länder, welche noch heut zu Tage den größern Theil

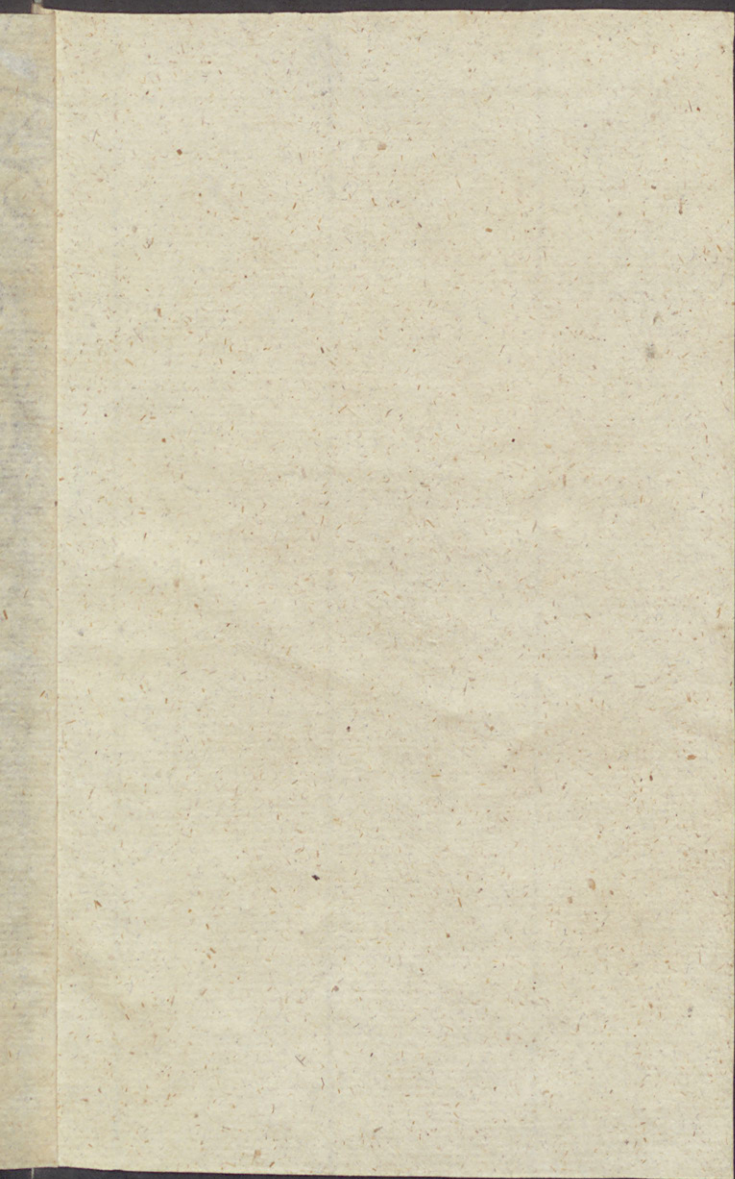
des Kirchenstaates ausmachen; und der Pabst, der nur noch vor Kurzem ein Unterthan des griechischen Kaisers gewesen war, er, dessen Reich, nach der Vorschrift des Evangeliums, nicht von dieser Welt seyn sollte, ward von dieser Stunde an Herr von Rom, der Hauptstadt des ehemaligen abendländischen Kaiserthums, und überdieß eines ungemein ansehnlichen fürstlichen Gebietes.

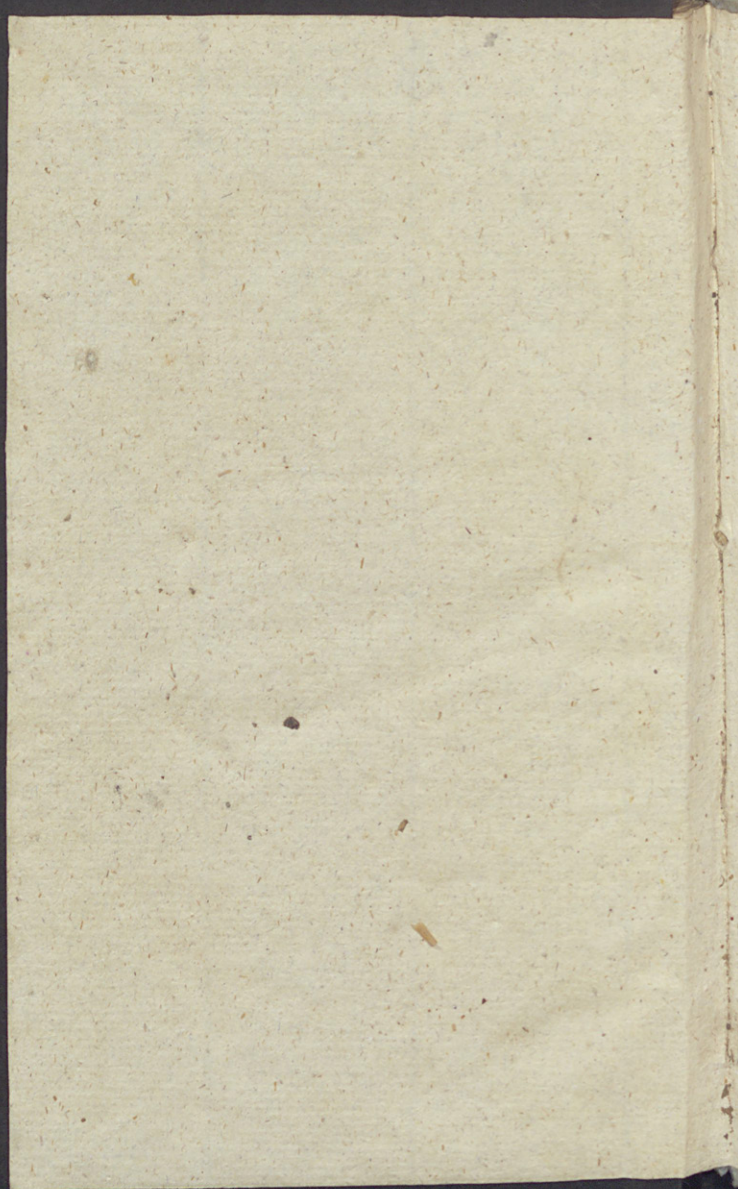
---

der Kirchenthale zu werden; und der Kirche  
der um noch der Kirche ein zu werden  
entschieden sollte gegeben sein, es lassen  
Sich, auch der Kirche der Kirche  
nicht von sich selbst zu sein, und von  
dieser Kirche zu sein, der Kirche  
für die ebenmäßigen abendlichen  
Lied, und ebenmäßigen Lied  
Lied ebenmäßigen Lied.









720010



